I.M.Eben sc. Fr.

Herrn von Fenelon
weiland Erz-Bischofs und Herzogs zu Cambray

Gespräche Der Todten
Alter und neuer Zeiten
mit einigen

Fabeln
zur

Unterweisung eines Prinzen.

Aus dem Französischen in das Teutsche übersezt.

Erster Theil.

Franckfurt und Leipzig,
Bey Johann Friederich Fleischer,
1745.

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

Vorbericht.

Es ist besser, ein gutes Buch übersetzen, als ein schlechtes schreiben. Unter die guten Bücher, deren Anzahl eben nicht so gros ist, als man meynet, gehören auch diejenige Schriften, die aus der berühmten Feder des ehmaligen Erz-Bischofs von Cambray, Francisci de Salignac de la Mothe Fenelon geflossen sind. Man ist überzeugt, daß nicht leicht ein Schriftsteller angenehmer und bündiger die nützlichste Wahrheiten hat vorzutragen gewußt. Es ist dieses eine allgemeine Ubereinstimmung aller wahren Kenner der Wissenschaften, ja, aller Europäischen Völcker. Die noch immer fortwährende neue Auflagen und Ubersetzungen des Telemachs, so wohl in gebundener als ungebundener Rede, geben davon ein unläugbares Zeugniß.

Woher aber mag es doch kommen, daß man seinen Gesprächen der Todten, und seinen Fabeln, welche ich allhier meinen Lands-Leuten in unserer Sprach überreiche, nicht

gleiche Ehre wiederfahren lässet? Niemand, wie ich glaube, wird mit Grunde sagen können, der grose Geist des Verfassers hätte sich hier mit weniger Stärcke und Anmuth als in seinem Telemach ausgedruckt. Vielmehr haben diese Gespräche vor jenen noch dieses voraus, daß sie den Verstand des Lesers nicht mit blosen Erfindungen unterhalten, sondern demselben lauter wahrhafte Begebenheiten, aus denen alten und neuern Geschichten, als lebendige Exempel, vor Augen stellen.

Beyde, so wohl der Telemach als diese Gespräche, sind zur Unterweisung eines zur Französischen Crone gebohrnen Prinzens, des damaligen Herzogs von Burgund, verfertiget worden, um demselben durch die Beyspiele der grösten Leute, die in der Welt gelebet haben, zu rühren. Diese treffen sich hier einander in dem Lande der Wahrheit und Aufrichtigkeit an, wo weder Lügen noch Verstellungen mehr gelten: sie rücken einer dem andern ihre begangene Fehler mit der grösten Freyheit vor. Ein jeder findet sich genöthiget, solche an sich selbst zu erkennen und zu verdammen; ja, was noch mehr, er siehet sich in der Erwartung eines gerechten und strengen Gerichts.

Welche Lehren für junge und eigenwillige Prinzen; welche lernen sollen, grose

Kö=

Königreiche und Fürstenthümer zu regieren? Man rede ihnen noch so viel von der Klugheit und von der Tugend vor, ihnen wird Zeit und Weile darüber lang fallen. Die Gedult, damit sie den Sitten-Lehrer anhören, wird blos nur von der Hofnung unterstützet, daß die Predigt bald ein Ende nehmen werde. Allein, stellet ihnen Bilder vor die Augen, sprecht ihnen davon mit Lebhaftigkeit und Anmuth; zeichnet, mahlet, erwecket ihre Neugierigkeit durch seltsame Begebenheiten, und verändert dergleichen reitzende Vorstellungen, so oft es die Noth und die Umstände erfordern; so werdet ihr euren Zweck viel leichter erhalten.

Es ist in der That keine geringe Kunst, junge Prinzen zu erziehen. Billig solte man darzu die allerredlichste und weiseste Leute, die in einem Königreich zu finden sind, aufsuchen und gebrauchen. Denn die Folgen einer solchen Erziehung erstrecken sich auf den ganzen Staat, und entscheiden die Wohlfahrt der Völcker. Wie schwer aber ist es nicht, einem jungen Fürsten beyzukommen, welcher von dem Glanz und der Hoheit seiner Geburt eingenommen, schon die Einbildung von seiner Vortreflichkeit gleichsam mit auf die Welt bringet? Hat derselbe nicht von Natur ein weiches und gütiges Herz, so meynet er, alle Menschen

wären vor ihn geschaffen, und er dürfte nur befehlen, aber nicht gehorsamen. Mit denen Jahren wächset bey ihm der Eigensinn, weil man ihm keine Gewalt entgegen setzet, und die Begierden nehmen überhand durch die Leichtigkeit, die er findet, solche zu vergnügen. Das Gift, das grausame Gift der Schmeicheley, tödtet einen Theil seiner Vernunft, und der andere wird durch das sclavische Bezeigen derer, die stets um ihn sind, verrückt und schier unbrauchbar gemacht. Besteiget er den Thron, so erkennet er kein Gesez mehr über sich. Um ein König zu seyn, beraubet er seine Unterthanen des Rechts der Menschen: sie müssen ihm zur Lust, zur Hoheit und zur Raserey dienen; und, weil er damit nicht genug hat, sein eigen Land und Reich ins Verderben zu stürzen, so fänget er Kriege an, um sich noch mehr Menschen zu unterwerfen, die er tyrannisiren kan. Hat im Gegentheil der Fürst ein gutes, mildes und lencksames Herz, aber dabey wenig Nachdencken noch Muth, so ist er denen tückischen Streichen und listigen Hintergehungen seiner eignen Staats-Bedienten unterworfen. Man hält ihn für schwach, und mißbrauchet seiner Güte, wie man will. Die gröste Missethaten werden unter seinem Namen ausgeübet, und er verursacht durch eine unzeitige

Ge-

Gelindigkeit öfters eben so viel Unheil, als wenn er grausam wär. Ein einziger hochmüthiger Rathgeber ist im Stand, seinen Hof zu verwirren, ganze Länder umzustürzen, und seiner Herrschsucht ganze Millionen Menschen aufzuopfern. Wie solches die hin und wieder in diesen Gesprächen angebrachte Beyspiele; und wolte GOTT! nur diese, zur Genüge beweisen.

Es wird demnach eine recht erhabene Seel, und eine nicht gemeine Klugheit, darzu erfordert, junge Fürsten zu unterweisen, und ihnen die rechte Meynungen und Tugenden einzuflösen, welche die wahre Hoheit ihres Standes und die Glückseligkeit ihrer Völcker ausmachen, damit sie weder ihrer eignen Macht, noch denen Rathschlägen ihrer vornehmsten Befehlhaber zu vieles trauen mögen.

Diese kluge und nöthige Regierungs-Kunst kan ihnen auf keine füglichere Weise beygebracht werden, als durch solche Erzehlungen, Gespräche und Fabeln, derer sich hier der Herr von Fenelon mit dem grösten Nutzen bedienet hat. Dann die Prinzen lassen sich nicht so, wie gemeiner Leute Kinder, handthieren. Dieser grose Lehrmeister wußte deswegen doch seinem Prinzen, mit Beybehaltung aller Ehrerbietung, die Meynung derbe und nachdrücklich zu sagen. Man findet

det hier einige Gespräche und Fabeln, welche den eigentlichen Caracter seines Prinzens sehr frey, und ohne seiner Schwachheiten im geringsten zu schonen, darstellen. Ja, der Herr von Fenelon gehet bey dieser Gelegenheit in seinem redlichen Eifer so weit, daß er auch so gar die damalige Französische Regierung, unter Ludwig dem XIV. und die Ausschweiffungen des Königes selbst, nicht ungeahndet lässet; und obgleich diese freymüthige Redlichkeit denselben mit der äussersten Gefahr bedrohete, so überwog doch bey ihm die grosmüthige Menschen Liebe alle Betrachtungen einer blöden Politic; deswegen er dann auch mit Recht verdienet, **der Advocat der Menschen** genennet zu werden. Es ist bekant, daß, so empfindlich auch der Herr Fenelon dem damaligen Herzog von Burgund die Wahrheit zu sagen und ihn in einer genauen Zucht zu halten pflegte, dem ungeacht, dieser sein getreuer Lehrmeister alles allein bey ihm galte, so gar, daß er denselben so zärtlich als seinen eignen Vater lieb gewann. Woraus sicher zu vermuthen, daß, wo GOTT diesem Herzog das Leben gefristet, und den vor ihn bestimten Thron hätte besteigen lassen, dieser fromme und erleuchtete Prelat an denen Europäischen Welt-Geschäften nicht weniger Antheil, als der neulich verstorbene

Car-

Cardinal von Fleury, würde gehabt haben.

Was diese Ubersetzung betrift, so hat man sich darinn zwar genau an die Grund-Sprache gebunden; allein dabey sich auch einige kleine Freyheiten genommen, um den Zwang einer Ubersetzung so wohl, als die so genante Gallicismos, bestmöglichst zu vermeiden. Die Schreib-Art ist, wie durchgehends diejenige dieses grosen Meisters der Beredsamkeit, wohl fliessend, scharfsinnig, schön, nachdrücklich, und nachdem es die Beschaffenheit der Sache, wovon geredet wird, erfordert, bald erhaben, bald gemein. In denen Gesprächen hat er die Alten, als den Plato, Socrates und Lucian, glücklich nachgeahmt. Es herrschet darinn eine natürliche Freyheit: alles ist voll lebhafter Bilder, Schildereyen und Lehren.

Einige Fabeln scheinen zwar etwas zu haben, das sie unter den Wehrt der andern Schriften dieses hohen Verfassers zu setzen scheinet; allein vermuthlich hat er auch solche nicht zu dem Ende seinem königlichen Untergebenen vorgelegt, daß sie dermaleins nach seinem Tod, mit seinen andern Wercken, im Druck erscheinen solten. Sie behalten aber deswegen doch ihren Wehrt, und werden billig als Denckmahle eines so grosen Mannes mit aufbehalten. Erhabe-

ne

ne Geister sind öfters genöthiget, sich auf eine gemeine Art heraus zu lassen, um dadurch denen kleinen desto besser beyzukommen.

Man ist Anfangs Willens gewesen, diese Gespräche mit einigen Anmerckungen aus der Mythologie und der Historie zu erläutern; allein weil solche das Werck mehr als über die Helfte würde vergrösert haben, auch die wenigste Leser sich mit dergleichen Anmerckungen aufzuhalten pflegen, so ist man von diesem Vorhaben abgestanden. Zudem, so findet man darüber in denen bisher bekant gewordenen historischen Wörter-Büchern, wo nicht sattsamen, doch nöthigen und beyläuffigen Unterricht. Einige kurze Betrachtungen hat man zwar hin und wieder, wie uns solche von ungefehr bey dieser Arbeit sind eingefallen, mit beygefüget; die wichtigsten aber hat man der Einsicht und Erfahrung eines vernünftigen Lesers überlassen wollen.

Wer=

Verzeichniß
derer in diesem Ersten Theil enthaltenen Gesprächen.

I. Gespräch: Mercurius und Caron. pag.
Von der Unterweisung Fürstlicher Kinder, und wie man soll ihre anwachsende Laster zu verbessern suchen. 1
II. Gespräch: Hercules und Theseus.
Geschichte und Gemüths-Beschaffenheit dieser beyden Helden. 6
III. Gespräch: Achilles und Chiron.
Abschilderung von denen Gefährlichkeiten einer hitzigen Jugend bey einem zum Thron gebohrnen Prinzen. 12
IV. Gespräch: Achilles und Homerus.
Von der Liebe zu denen schönen Wissenschaften und von der wahren Ehre. 15
V. Gespräch: Achilles und Ulysses.
Caracter dieser beyden Helden. 20
VI. Gespräch: Ulysses und Grillus.
Der Zustand der Menschen ohne Philosophie und ohne Religion ist ärger, als derjenige der Thiere, 23
VII. Gespräch: Romulus und Remus.
Die Hoheit, die man durch Missethat erlanget, kan keine Ehre, noch wahres Vergnügen geben. 31
VIII. Gespräch: Romulus und Tatius.
Der wahre Helden-Muth kan unmöglich mit Betrug und einer ungerechten Gewalt bestehen 33
IX. Gespräch: Romulus und Numa Pompilius.
Die Ehre eines weisen Königes übertrift diejenige eines ungerechten Welt-Bezwingers. 36
X. Gespräch: Xerxes und Leonidas.
Weisheit und Tapferkeit machen einen Staat unüberwindlich, und nicht die Menge der Unterthanen, noch die unumschränckte Macht der Fürsten. 41
XI. Gespräch: Solon und Pisistrates. pag.
Die Tyranney macht öfters die Fürsten noch unglücklicher, als das Volck. 46
XII. Solon und Justinianus.
Von denen Gesetzen, wie sie seyn sollen, um ein Volck gut und glücklich zu machen. 51

XIII. Gespräch: Democritus und Heraclitus. pag.
Vergleich zwischen dem Democritus und Heraclitus, wo man den Vorzug dem Letztern zuerkennet. 57
XIV. Gespräch: Herodotus und Lucianus.
Eine allzu grose Leichtglaubigkeit ist ein Fehler; gar nichts glauben aber ist noch ein weit gröseres Ubel. 60
XV. Gespräch: Socrates und Alcibiades.
Die gröste Eigenschaften taugen nichts, wenn sie sich nicht auf die Tugenden gründen. 64
XVI. Gespräch: Socrates und Alcibiades.
Ein gutes Regiment ist, wo die Bürger in der Hochachtung der Gesetze und in der Liebe für das Vaterland und für das menschliche Geschlecht erhalten werden. 70
XVII. Gespräch: Socrates, Alcibiades und Timon.
Man soll beydes, sowohl die Misantropie, als die böse Sitten meiden. 80
XVIII. Gespräch: Alcibiades und Pericles.
Nach dem Tod werden die gröste Gaben ohne die Tugend für nichts gerechnet. 95
XIX. Gespräch: Alcibiades und Mercurius.
Eigenschaft eines jungen Prinzen, der die Ehre sucht, den aber die Liebe zur Wohllust verdorben hat. 98
XX. Gespräch: Dionysius, Pythias und Damon.
Eine wahre Tugend kan nichts anders, als Tugend lieben. 110
*XX. Gespräch: Dion und Gelon.
Bey einem Fürsten muß nicht der Mensch regieren, sondern das Gesetz. 114
XXI. Gespräch: Plato und Dionysius der Tyrann.
Ein Fürst kan keine wahre Glückseligkeit, noch Sicherheit, finden, als in der Liebe seines Volcks. 119
XXII. Gespräch: Plato und Aristoteles.
Critic der Aristotelischen Philosophie; Gründlichkeit von denen ewigen Ideen des Ewigen. 123
XXIII. Alexander und Aristoteles.
So gros auch die natürliche Eigenschaften eines jungen Prinzen seyn mögen, so hat er dennoch alles zu fürchten, wenn er sich nicht der Schmeicheley entziehet, und wenn er sich nicht bey guter Zeit daran gewöhnet, seinen Begierden zu widerstehen, und diejenige zu lieben, die das Herz haben, ihm die Wahrheit zu sagen. 129
XXIV. Gespräch: Alexander und Clitus.
Traurige Empfindlichkeit der Grosen, welche ihre treue Bedienten nicht leiden können, wenn sie ihnen ihre Gebrechen vor Augen stellen. 132
XXV. Gespräch: Alexander und Diogenes.
Die Schmeicheley ist den Fürsten überaus schädlich. 136
XXVI. Gespräch:

XXVI. Gespräch: Diogenes und Dionysius der ältere. pag.
Ein Fürst, der seine Glückseligkeit und seine Ehre darinn bestehen macht, seine Begierden und Wohllüste zu vergnügen, ist weder in diesem, noch in jenem Leben glücklich. 138
XXVII. Gespräch: Pyrrho und sein Nachbar.
Falschheit und Lächerlichkeit des Pyrrhonismus. 143
XXVIII. Gespräch: Pyrrhus und Demetrius Policrates.
Die Mäßigkeit und Tugend machen Helden, und nicht die Eroberungen und das Glück der Waffen. 147
XXIX. Gespräch: Demosthenes und Cicero.
Vergleichniß zwischen diesen beyden Rednern, wo man die Eigenschaft einer wahren Beredtsamkeit entworfen findet. 150
XXX. Gespräch: Demosthenes und Cicero.
Unterscheid zwischen einem Redner und einem wahrhaften Weltweiser. 153
XXXI. Gespräch: Coriolanus und Camillus.
Die Menschen werden nicht frey gebohren, sondern stehen unter denen Gesetzen ihres Vaterlandes, in welchen sie gezeuget, erzogen und gebohren werden. 160
XXXII. Gespräch: Camillus und Fabius Maximus.
Die Grosmuth und Aufrichtigkeit sind in der Politic nützlicher, als Verschlagenheit und listige Griffe. 172
XXXIII. Gespräch: Fabius Maximus und Hannibal.
Ein General muß seinen Ruhm dem gemeinen Besten aufopfern. 178
XXXIV. Gespräch: Radamantes, Cato, der Censor, und Scipio, der Africaner.
Die gröste Tugenden werden durch ein verdrießliches und störrisches Wesen verdorben. 181
XXXV. Gespräch: Scipio und Hannibal.
Die Tugend ist sich selbst zu ihrer eigenen Vergeltung genug, durch das reine Vergnügen, welches sie stets zu begleiten pfleget. 193
XXXVI. Gespräch: Scipio und Hannibal.
Die Ehrsucht hat keine Gräntzen. 195
XXXVII. Gespräch: Sylla, Catilina und Cesar.
Die unglückliche Folgen des Lasters bringen die Menschen, die dadurch sind verdorben worden, nicht wieder zurecht. 199
XXXVIII. Gespräch: Cesar und Cato.
Ein eigenmächtiges und tyrannisches Regiment dienet zu nichts weniger, als die Ruhe und das Ansehen der Fürsten zu erhalten; sie machen sie vielmehr unglückselig, und stürzet sie in ein unvermeidliches Verderben. 202
XXXIX. Gespräch: Cato und Cicero.
Caracter dieser beyden Weltweisen mit einem unvergleichlichen Zusam-

Zusammenzug, was die Tugend des einen zu wildes und zu strenges, und diejenige des einen zu schwaches hatte. 210

XL. Gespräch: Cesar und Alexander.

Eigenschaften eines Tyrannen und eines Fürsten, der mit den schönsten Tugenden ist gebohren worden, sich aber seiner Ehrsucht und seiner Begierden überläßt. Beyde sind Geisel des menschlichen Geschlechts: der eine zwar ist zu beklagen, den andern aber verabscheuet die Menschlichkeit. 215

XLI. Gespräch: Pompejus und Cesar.

Nichts ist gefährlicher für einen freyen Staat, als die Leichtfertigkeit der Weiber und die Verschwendung derjenigen, welche nach der höchsten Gewalt trachten. 218

XLII. Gespräch: Cicero und August.

Undanckbare Menschen verpflichten, heißt so viel, als sich selbst ins Verderben stürtzen. 221

XLIII. Gespräch: Sertorius und Mercurius.

Die Fabel und Mährgens würcken mehr bey dem leichtglaubigen Volck, als die Wahrheit. 224

XLIV. Gespräch: Der junge Pompejus, und Menas, der Freygelassene.

Eigenschaft eines Menschen, der, weil er nicht die Tugend um ihrer selbst Willen liebet, nicht so gut ist, daß er nicht gern solte der Laster geniessen wollen. 227

XLV. Gespräch: Caligula und Nero.

Gefahr bey der höchsten Gewalt, wenn ein Fürst einen schwachen Verstand hat. 229

XLVI. Gespräch: Antonius Pius und Marcus Aurelius.

Man muß sein Vaterland mehr lieben als seine Familie. 233

XLVII. Gespräch: Horatius und Virgilius.

Eigenschaften dieser beyden Poeten. 237

Gespräche der Todten aus denen neuern Geschichten.

Anderer Theil.

I. Gespräch: Leger und Erboin.

Ein einsames und einfältiges Leben hat keine Annehmlichkeiten für einen Ehrsüchtigen. 3

II. Gespräch: Der Prinz von Galles und Richard, sein Sohn.

Eigenschaft eines schwachen Fürstens 7

III. Gespräch: Carl der VII. und Johann Herz. v. Burgund.

Die Grausamkeit und der Meineyd vermehren die Gefahr weit mehr, als sie solche vermindern. 13

IV. Ge-

IV. Ludwig der XIV. und der Cardinal von Bessarion.
Ein Gelehrter ist nicht im Stand zu regieren; aber er ist doch einem sogenanten bel Esprit vorzuziehen, der weder Gerechtigkeit, noch Aufrichtigkeit erdulten kan. 17
V. Gespräch: Ludwig der XI. und der Cardinal de la Balue.
Ein böser Fürst macht seine Unterthanen verrätherisch und untreu. 24
VI. Gespräch: Ludwig der XI. und Philippus Cominäus.
Die Schwachheiten und Laster-Thaten der Königen können nicht verborgen bleiben. 31
VII. Gespräch: Ludwig der XI. und Carl von Burgund.
Böse Menschen, welche nichts von der wahren Tugend wissen, werden, je mehr und mehr sie andere betrügen, und ihnen mißtrauen, am ersten betrogen 35
VIII. Gespräch: Ludwig der XI. und Ludwig der XII.
Die Grosmüthigkeit und die Redlichkeit sind weit sichere Staats-Regeln, als die Grausamkeit und die List. 37
IX. Gespräch: Der Connetable von Burbon und Bayard.
Es ist niemalen erlaubt, die Waffen gegen sein Vaterland zu führen. 41
X. Gespräch: Ludwig der XII. und Franciscus I.
Es ist besser, ein Vater des Vaterlands zu seyn, und sein Königreich im Frieden zu regieren, als einen grosen Welt-Bezwinger abzugeben. 45
XI. Gespräch: Carl, und ein junger Mönch von St. Just.
Man sucht öfters nur die Einsamkeit, weil man unruhig ist, und diejenige, die einmal an das Geräusche der Welt sich gewöhnet haben, können sich in die Absonderung davon so leichte nicht schicken, 50
XII. Gespräch: Carl und Franciscus der I.
Die Gerechtigkeit und das Glück finden sich nur in der Redlichkeit, in der Aufrichtigkeit, und in der Tapferkeit. 54
XIII. Gespräch: Henrich III. u. die Herzogin v. Monpensier.
Man ist weder ein Heuchler, noch ein Betrüger, wenn man denen verschiedenen Partheyen und verschiedenen Gemüthern in einem Königreich mit Glimpf zu begegnen weiß. 62
XIV. Gespräch: Henrich der III. und Heinrich der IV.
Unterscheid zwischen einem König, der sich durch Grausamkeit und Arglist fürchten und hassen macht, und zwischen einem andern, der sich durch seine Aufrichtigkeit und Grosmuth lieben macht. 67
XV. Gespräch: Henrich der IV. und der Herzog von Mayenne.
Die Widerwärtigkeiten machen grose Helden u. gute Könige. 71
XVI. Gespräch: Henrich der IV. und Sixtus V.
Grose Leute haben Hochachtung für einander, obgleich sie einander in ihren Sachen entgegen sind. 75
XVII. Gespr.

pag.
XVII. Gespräch: Der Card. Richelieu u. der Card. Ximenes.
Tugend ist besser, als Geburt. 79
XVIII. Gespräch: Der Cardinal von Richelieu und der Canzler von Oxenstiern.
Unterscheid zwischen einem Staats-Minister, der alles aus Ruhmsucht und Hochmuth thut; und einem andern, der durch die Liebe des Vaterlands beweget wird. 83
XIX. Gespräch: Der Card. v. Richelieu u. der Card. Mazarin.
Eigenschaften dieser beyden Staats-Minister. Unterscheid zwischen einer wahren und falschen Politic. 89

Samlung einiger Fabeln.

I. Fabel: Die Geschichte des Aristonous. 104
II. : Die Begebenheiten des Melesichton. 121
III. : Aristeus und Virgilius. 130
IV. : Die Geschichte des Alibee eines Persianers. 133
V. : Die Geschichte des Rosimond und des Braminte. 141
VI. : Die Geschichte der Florise. 152
VII. : Die Geschichte des Königs Alfaroute und der Clariphile. 159
VIII. : Die Geschichte einer alten Königin und einer jungen Bäuerin. 104
IX. : Die Fabel von Lycon. 169
X. : Fabel von einem jungen Prinzen. 172
XI. : Der junge Bachus und der Faunus. 174
XII. : Die Nachtigall und die Grasmücke. 176
XIII. : Der Fantaste. 179
XIV. : Die Gedächtniß-Münze. 183
XV. : Fabel von einem Drachen und zweyen Füchsen. 187
XVI. : Die beyde Füchse. 188
XVII. : Der Wolf und das Lamm. 189
XVIII. : Der Kater und das Kaninichen. 190
XIX. : Die zwey Mäuse. 193
XX. : Die Versamlung der Thiere, um einen König zu wählen. 195
XXI. : Der Affe. 197
XXII. : Die zwey junge Löwen. 199
XXIII. : Die Bienen. 202
XXIV. : Die Biene und die Fliege. 204
XXV. : Die Bienen und die Seyden-Würm. 205
XXVI. : Vom Kautz. 207
XXVII. : Von dem Schäfer Cleobulus u. der Nymphe Phidile. 209
XXVIII. : Chromys und Mnasyle. 212

Gespräche von der Mahlerey.

I. Gespräch: Parrhasius und Poußin. 215
II. : Leonard de Vinci und Poußin. 226

Gespräche

Gespräche der Todten

zur

Unterweisung

eines

Prinzen.

Gespräche der Todten
zur
Unterweisung eines Prinzen.

Das I. Gespräch.

Mercurius und Caron.

Man siehet hier, wie diejenige, welche zur Unterweisung Fürstlicher Kinder gebrauchet werden, sich befleissen sollen, derselben ihre anwachsende Laster zu verbessern, und ihnen die zu ihrem Stand erforderliche Tugenden einzuflösen.

Caron.

WIe komt es, daß du so spät anlangest? Sterben dann die Menschen nicht mehr? Hast du die Flügel an deiner Mütze, oder an deinem Hut vergessen? Hast du dich mit Diebs-Streichen aufgehalten? Hat dich Jupiter auf Botschaften nach seinen Buhlereyen ausgesandt? Hast du den Sosias vorgestellt? Sprich doch, wann du wilst.

Mercurius. Man hat mich betrogen; dann ich vermeynte, den Prinzen Pierocheles in dein Schiff zu bringen; das wäre ein guter Fang gewesen.

Caron. Wie! so jung?

Mercurius. Ja, so jung, denn er hielte sich für recht kranck, und schrie, als ob ihm schon der Tod sehr nahe gewesen wär.

Caron. Wohlan, werden wir ihn dann bekommen?

Mercurius. Ich trau ihm nicht mehr. Er hat mich oft betrogen. Kaum war er zu Bette, so vergas er, daß ihm übel war, und schlief.

Caron. So ist ihm also nicht recht übel gewesen?

Mercurius. Es war ein kleines Ubel, welches er für groß hielte. Er hat schon mehrmahlen dergleichen Schrecken verursacht. Er hatte einsmahls das Bauchgrimmen, und da wolte er, man solte ihm den Bauch wegnehmen. Ein andermahl, da er aus der Nasen blutete, meynte er, seine Seele würde aus ihm in sein Schnupftuch fahren.

Caron. Wie wird er sich also in Krieg schicken?

Mercurius. Er ist gewohnt, solchen im Schachspiel zu führen, und dieses ohne etwas zu leiden; er hat schon mehr als hundert Schlachten geliefert.

Caron. Das ist ein betrübter Krieg, wir bekommen davon keine Todten.

Mercurius. Dem ungeacht, hoff ich doch, er werde dermahleins Lermen genug machen,

wenn

wenn er die Kinderspiele und sein weichliches Wesen ablegen wird. Denn er zürnet und weinet troz dem Achilles: er ist so ungestüm, wie er. Man sagt, er liebte die Musen, und habe einen Chiron und einen Phenix.

Caron. Allein dieses alles bringt uns keinen Nutzen. Es wäre besser für uns, wann er ein wilder, dummer, viehischer junger Herr wär, der sich nichts um Künste und Wissenschaften bekümmerte, der nur die Waffen liebte, den nur nach Blut dürstete, und der darin seine Ehre suchte, die Menschen unglücklich zu machen. Er würde meinen Nachen besser anfüllen.

Mercur. Ja, ja, du brauchst solche Fürsten, oder vielmehr solche Ungeheuer, die braf Menschen würgen und niedermetzeln. Ich glaube, er werde den Frieden lieben, und auch Kriege zu führen wissen. Man siehet an ihm die erste Regungen eines grosen Prinzen, wie man an einem aufbrechenden Rosenknopf die Art einer schönen Blume bemercket.

Caron. Ist er aber nicht hitzig und jäh-zornig?

Mercur. Ja, ungemein.

Caron. Was schwätzest du dann viel von denen Musen. Er wird niemahl viel lernen. Er wird alles in Unordnung bringen, und uns bald betrübte Leichen genug übermachen. Desto besser.

Mercur. Er ist ungestüm, aber nicht boshaftig. Er ist nachforschend, er ist lehrsam: Er hat einen ungemeinen Geschmack für schöne Sachen: er liebet rechtschaffene Leute: er hat gerne, wenn man ihn sucht zurecht zu weisen. Uberwindet er

sein jähes Wesen und seine Trägheit, so wird er sich bewundern machen. Ich sage dirs voraus.

Caron. Wie, jäh und doch träge! das widerspricht sich. Du traumest.

Mercurius. Nein, ich traume nicht; er ist jäh, um sich zu erzürnen, und träge, seine Pflichten zu beobachten; aber er bessert sich alle Tage, und ist zu grosen Dingen aufbehalten.

Caron. So werden wir ihn also nicht so bald bekommen?

Mercurius. Nein, sein Ubel bestehet noch mehr in Ungedult, als in wircklichen Schmerzen. Er ist von dem Jupiter dazu bestimt, die Menschen auf eine lange Zeit glückselig zu machen.

Das II. Gespräch.

Hercules und Theseus.

Die Verweise, die sich hier diese beyde Helden einander geben, enthalten derselben Geschichte und Gemüths-Beschaffenheit auf eine kurtze und sinnreiche Art.

Theseus.

Wie Hercules, ich finde dich hier? ich glaubte, du wärest in dem Olympo an der Tafel der Götter. Es gieng ein Gerüchte, das Feuer hätte auf dem Berg Oeta alle sterbliche Natur an dir verzehret, welche dir von deiner Mutter eigen war, und daß an dir nur dasjenige übrig geblieben wär, was vom Jupiter käme. Auch sagte man, du hättest die Heba geheyrathet, welche ungemein vergnügt ist, seitdeme

seitdeme Ganimedes den Nectar an ihrer Stelle einschencket.

Hercules. Wie! weist du nicht, daß du hier nichts als meinen Schatten siehest?

Theseus. Was du von mir siehest, ist auch nur der meinige. Allein, wann er hier ist, so hab ich nichts im Olympo.

Hercul. Das macht, weil du nicht, wie ich, ein Sohn des Jupiters bist.

Thes. Wohl! haben mir nicht Ethra, meine Mutter, und Egeus, mein Vater gesagt, daß ich ein Sohn des Neptuns wäre; da Alcmena, um ihren Fehler zu verbergen, mittlerweile Amphitryon in der Belagerung Thebe war, ihm Glauben machte, sie hätte vom Jupiter einen Besuch bekommen?

Hercul. Ich finde dich sehr verwegen, dein Gespötte also mit dem Uberwinder der Ungeheuer zu treiben. Ich habe nie keinen Schertz vertragen können.

Thes. Wer aber wird sich vor deinem Schatten fürchten? Ich gehe ja nicht in den Olympum, über den unsterblich gewordenen Sohn des Jupiters zu lachen. Was die Ungeheuer betrift, so habe ich zu meiner Zeit dergleichen so viel überwunden wie du.

Hercules. Erkühnest du dich wohl, deine schlechte Thaten mit den Meinigen zu vergleichen?. Man wird niemahls des Löwens von Nemesis vergessen, zu dessen Andencken die Nemesische Spiele sind aufgekommen; der Schlange von Hydra, deren Köpfe sich vermehren; des Ebers von Erimante; des Hirsches mit ehernen

Füssen; der Vögel von Stymphal; der Amazonin, welcher ich die Schürtze geraubet habe; des Stalls von Augeus; des Stiers, welches ich nach Hesperien schlepte; des Cacus, den ich überwand; der Pferde des Diomedes, die sich mit Menschen-Fleisch nährten: des Gerions, eines dreyköpfigten Königs von Spanien; der goldenen Aepfel aus denen Hesperitischen Gärten; und dann des Cerberus, den ich aus der Höllen riß, und ihn zwang, das Licht zu sehen.

Theseus. Und ich, hab ich nicht alle Strassen-Räuber von gantz Griechenland überwunden? Hab ich nicht die Medea von meinem Vater weggejagt, den Minotaurum erlegt, und den Ausgang aus dem Labirinth gefunden, daher die Istmische Spiele entstanden sind. Diese mögen noch wohl so viel werth seyn, als die von Nemesis. Was noch mehr, ich habe die Amazonen überwunden, welche Athen belagert hatten: Zu diesen Thaten kommen noch, das Gefecht der Lapithen, die Reise des Jasons nach dem goldnen Fließ, und die Jagd des Ebers von Calidonia, woran ich so viel Antheil hatte. Ich hab auch sowohl, wie du, das Hertz gehabt, biß zur Höllen hinunter zu steigen.

Hercules. Ja: Aber du wurdest auch dieser närrischen Unternehmug halber gestraft: du fingest nicht die Proserpine. Cerberus, welchen ich aus seiner dunckeln Gruft hervor zog, fras vor deinen Augen deinen Freund, und du bliebest gefangen. Hast du vergessen, daß Castor und Pollux die Helene, ihre Schwester, dir wieder aus denen Armen rissen? Du liessest sie auch deine arme

Mutter

Mutter Ethra rauben. Dieses alles sind schlechte Helden-Thaten. Endlich wurdest du von Athen verjagt, und als du dich in die Insul Sciro begabest, stürtzte dich Lycomedes von einem Felsen, um dir zuvor zu kommen; weil er wuste, daß du gewohnt warest, allerhand böse Händel anzufangen. War dieses nicht ein schönes Ende?

Theseus. War dann das deinige mit mehrer Ehre verknüpfet? sich in die Omphale verlieben, bey welcher du den Spinn-Rocken handthirtest, hernach sie wegen der jungen Jole verlassen, zum Nachtheil der armen Diamira, mit welcher du dich versprochen hattest? sich den in des Centaurus Nessus Blut getaugten Rock geben lassen; aus Raserey den armen Lychas, der dir nichts gethan hatte, von denen Felsen des Bergs Oeta ins Meer zu stürtzen: und da du starbst, den Philoctetes zu bitten, deine Grab-Stätte verborgen zu halten, damit man dich für einen Gott halten mögte. Ist dieses Ende schöner, als mein Tod war? Ich hatte wenigstens die Athenienser, ehe sie mich verjagten, aus ihren Dörfern herausgezogen, um sie von ihrer barbarischen Lebens-Art in den Bezirck einer neuen Stadt zu einem gesitteten Volck zu machen, und ihnen gute Gesetze zu geben. Was dich betrifft, so hast du dich wenig darum bekümmert, ein Gesetzgeber zu seyn. Deine gantze Tugend bestund in deinen mit starcken Senn-Adern bewachsenen Armen und in deinen breiten Schultern.

Hercules. Meine Schultern haben die Welt getragen, um diese Last dem Atlas zu erleichtern. (*a*) Man bewunderte auch meine Hertzhaftigkeit. Es ist wahr, ich war den Weibern zu sehr ergeben; Es schickt sich aber nicht für dich, mir diesen Fehler vorzurücken, der du mit solcher Undanckbarkeit die Ariadne verliesest, welche dir doch das Leben in Creta gerettet hatte. Denckest du, ich hätte nicht von der Amazonin Antiope reden hören, gegen welche du ebenfalls bist treulos gewesen? Eglea, die ihr nachfolgte, war nicht glücklicher. Du hattest die Helena entführet; aber ihre Brüder wusten dich deswegen zu züchtigen. Phedra hatte dich dermassen verblendet, daß sie dich bewog, den Hyppolit umkommen zu lassen, den du mit der Amazonin gezeuget hattest. Mehr andere haben dein Hertz eingenommen; allein sie haben solches nicht lange besessen.

Theseus. Mit allem dem aber, so saß ich doch nicht am Spinn-Rocken, wie derjenige, der die Welt getragen hat.

Hercules. Ich übergeb dir mein schändliches und weibisches Leben in Lydien. Aber alles übrige geht über die Menschen.

Theseus. Desto schlimmer für dich, daß, indem alles übrige über den Menschen gieng, diese Begebenheit so weit unter den Menschen war. Was deine grosse Thaten anbetrift, deren du dich so sehr rühmest, so hast du solche nicht vollbracht, als nur aus Gehorsam gegen den Euristhes.

Hercu-

(*a*) Mes epaules ont porté le monde pour soulager Atlas.

Hercules. Es ist wahr, daß Juno mich allein seinem Willen unterworfen hatte. Dieses ist das Schicksal der Tugend, daß man sie der Verfolgung nichtswürdiger und böser Menschen überläßt; aber seine Verfolgung hat nur dazu gedienet, meine Gedult und meine Herzhaftigkeit zu üben. Du hast im Gegentheil öfters ungerechte Dinge verübet. Es wär ein Glück für die Welt gewesen, wenn du nicht aus dem Labirinth gekommen wärest.

Theseus. Ich befreyete damahls Athen von der Auflage der sieben Männer, und eben so vieler Jungfrauen, mit welcher Minos wegen dem Tode seines Sohnes Androgeus die Stadt beschweret hatte. Ach! mein Vater Egeus, der meiner wartete, und indem er meynte, ein schwarzes Tuch an statt des weisen zu sehen, sich ins Meer stürzete, also daß ich ihn bey meiner Ankunft todt fande. Seit dieser Zeit hab ich Athen weislich regieret.

Hercules. Wie soltest du es regieret haben, da du doch alle Tage dich in neue Kriege verwickelt sahest, und deine Buhlereyen das Feuer in ganz Griechenland entzündet hatten?

Theseus. Lasset uns nichts mehr von unsern Buhlereyen sprechen. Wir werden uns einander über dieses schändliche Capitel nicht viel heraus geben.

Hercules. Ich bekenne es aufrichtig, ich weiche dir noch in der Beredtsamkeit. Allein was die Sache entscheidet, ist, daß du dich in der Hölle unter der Gewalt des Pluto siehest; da ich im Gegentheil

gentheil im Rang der Unsterblichen in der Höhe des Olympus bin.

Das III. Gespräch.

Achilles und Chiron.

Lebhafte Abschilderung von denen Gefährlichkeiten einer hitzigen Jugend bey einem zum Thron gebohrnen Prinzen.

Achilles.

Worzu dienen mir nun deine Unterweisungen? Du hast mir niemahl von nichts anders, als von Weisheit, von Tapferkeit, von Ehre, vom Helden-Muth gesprochen. Mit allen deinen schönen Reden bin ich nichts als ein bloser Schatten worden: Wär es nun nicht besser gewesen, ich hätte ein langes und mit Lust erfülltes Leben bey dem König Licomedes, als ein Mägdgen verkleidet, mit denen Prinzeßinnen, seinen Töchter geführet?

Chiron. Wohlan, wilt du das Verhängniß bitten, dich wieder zu diesen Töchtern zurück kehren zu lassen? Du wirst spinnen, du wirst um alle deine Ehre kommen; man wird ohne dich Troja zum zweytenmahl belagern; der stoltze Agamemnon, dein Feind, wird von einem Homerus besungen werden. Thersites selbst wird dabey nicht vergessen werden. Du aber, du wirst schändlich in die Finsternissen verscharret werden.

Achilles.

Achilles. Agamemnon solte mir meine Ehre rauben! ich solte in einer schmählichen Vergessenheit bleiben! das kan ich nicht vertragen; und lieber wolte ich noch einmahl durch die Hand des feigen Paris umkommen.

Chiron. Meine Unterweisungen von der Tugend sind also nicht zu verachten?

Achilles. Ich muß es bekennen, aber ich mögte wieder in die Welt, um mir solche besser zu Nutz zu machen.

Chiron. Was würdest du daselbst das zweyte mahl thun.

Achilles. Was ich daselbst thun würde? Ich würde die Händel mit dem Agamemnon meiden, denn damit würde ich das Leben meines Freundes, des Patrocles, und das Blut so vieler Griechen ersparen, welche ich durch das grausame Schwerdt der Trojaner habe umkommen lassen; mittlerweile ich aus Verzweifung wie ein Unsinniger auf dem Sand am Ufer herum irrte.

Chiron. Hatte ich dir es aber nicht voraus gesagt, daß dein Zorn dich alle diese Thorheiten würde begehen machen?

Achilles. Es ist wahr, du hattest mir es tausendmahl gesagt; allein, höret dann die Jugend, was man ihr sagt? Sie glaubt nur, was sie sieht. O könt ich doch wieder jung werden!

Chiron. Du würdest eben wohl wieder ungestüm und unlehrsam werden.

Achilles. Nein, ich versprech dirs.

Chiron. Wie, hattest du mir nicht hundert und hundert mahl in der Höhle von Thessalien versprochen, du woltest dich mäßigen, wann du

würdest in dem Lager vor Troja seyn. Hast du solches gethan?

Achilles. Ich bekenne, daß ich es nicht gethan habe.

Chiron. Du würdest es nicht besser machen, wenn du wieder soltest jung werden; du würdest es versprechen, wie du es jetzt versprichst, und du würdest dein Versprechen halten, wie du es gehalten hast.

Achilles. Die Jugend ist also eine seltsame Kranckheit?

Chiron. Und doch wünschest du noch kranck zu seyn.

Achilles. Es ist wahr, aber die Jugend würde unvergleichlich seyn, wenn man sie könte eingezogen, und einer Uberlegung fähig machen. Du, der du so viele Mittel kennest, weist du keines, diese Heftigkeiten, diese Wallungen im Geblüt zu dämpfen, welche gefährlicher sind, als hitzige Fieber.

Chiron. Das Mittel bestehet darinn, daß man sich selber fürchten lerne, daß man klugen Leuten Glauben beymisset, sich ihrer Hülfe bedienet, durch die vergangene Fehler denjenigen zuvorkommt, die man in Zukunft vermeiden soll, und dabey die Minerva verehret, weil ihre Weisheit über die wilde Tapferkeit des Mars erhaben ist.

Achilles. Wohlan, das will ich alles thun, wann du bey dem Jupiter so viel erhalten kanst, daß er mich wieder zu derjenigen blühenden Jugend zurück rufe, worinn ich mich gesehen habe. Mache zugleich, daß er dich auch lasse wieder an

das Licht kommen, und daß er mich deinem Willen unterwerfe; wie Hercules solches war in Ansehung des Euristes.

Chiron. Ich bin es zufrieden, ich will meine Bitte vor den Jupiter bringen, ich weiß, er wird mich erhören. Du wirst nach einer langen Folge der Zeiten wiederum mit Verstand, mit einem erhabenen Geist, mit Herzhaftigkeit und mit einem Geschmack für die Musen gebohren werden, zugleich aber auch mit einer ungedultigen und jäh-zornigen Natur, darum wird Chiron an deiner Seiten seyn: da werden wir sehen, wie du dich dessen bedienen wirst.

Das IV. Gespräch.

Achilles und Homerus.

Beliebte Art in dem Gemüth eines jungen Prinzen, die Liebe zu denen schönen Wissenschaften, nebst dem Trieb zur Ehre zu erwecken.

Achilles.

Ich bin erfreut, Grosser Dichter, daß ich dir dazu gedienet habe, dich unsterblich zu machen. Mein Streit gegen den Agamemnon, mein Schmertz über den Tod des Patrocles, mein Gefechte mit denen Trojanern, der Sieg, den ich über den Hector erhielte, alles dieses hat dir zu dem schönsten Gedichte, das man jemahls gesehen hat, Anlas gegeben.

Homerus.

Homerus. Ich bekenne, die Materie ist schön; ich hätte aber dergleichen auch anderswo finden können. Zum Beweis, daß es noch andre geben, ist dieses, daß ich solche wircklich gefunden habe. Die Begebenheiten des weisen und ungedultigen Ulysses sind wohl so gut, als der Zorn des ungestümmen Achilles.

Achilles. Wie! du vergleichest den listigen und betrügerischen Ulysses mit der Thetis Sohn, der erschröcklicher ist, als Mars! Gehe, undanckbarer Poet, du wirst es empfinden . . . .

Homerus. Du hast vergessen, daß die Schatten sich nicht erzörnen dürfen. Man bekümmert sich wenig um den Zorn eines Schattens. Du hast mehr keine andre Waffen übrig, als vernünftige Schlüsse.

Achilles. Warum komst du, und wilst mir läugnen, daß du die Ehre von deinem allerschönsten Gedicht mir zu dancken hast? Das andere bestehet aus nichts, als aus alter Weiber Erzehlungen; Alles ist langweilig, alles schmeckt nach dem guten Alten, dessen Lebhaftigkeit verloschen ist, und der das Ende nicht zu finden wuste.

Homerus. Du gleichest vielen Leuten, welche, weil sie von dem Unterscheid der Schreib-Art keinen Verstand haben, meynen, ein Schreiber fiel deswegen ab, wenn er von einer lebhaften und feurigen Vorstellung zu einer andern, die stiller und eingeschränckter ist, übergehet. Man muß wissen, daß die Vollkommenheit darinn bestehet, die verschiedene Gemüths-Eigenschaften zu beobachten, die Schreib-Art zu verändern, nachdem die Sachen es mit sich bringen, sich mit

Geschicklichkeit zu erheben, und wieder herunter zu lassen; mithin durch verschiedene Abwechselung die Gemüths-Eigenschaften desto stärcker und reitzender zu entwerfen. Man muß wissen, die Trompet erthönen zu lassen, die Leyer zu rühren, ja auch auf der Feld-Schalmay zu spielen. Ich glaube, du woltest, daß ich die Calypso mit ihren Nymphen in ihrer Grotte, oder Nausicaa an dem Ufer des Meers, wie die Helden, ja wie die Götter selbst, die vor denen Pforten der Stadt Troja stritten, abmahlen solte. Rede vom Krieg, das ist deine Sache, und menge dich niemahls in meiner Gegenwart über die Dichtkunst ein Urtheil zu fällen.

Achilles. Wie, bist du so stolz, O du guter blinder Mensch! du bedienest dich meines Tods zu deinem Vortheil.

Homerus. Ich bediene mich auch des meinigen. Du bist nichts mehr als der Schatten des Achilles, und ich bin nichts mehr, als der Schatten des Homerus.

Achilles. Ach! warum kan ich dir, undanckbarer Schatten, bey dieser Gelegenheit nicht meine vorige Stärcke fühlen lassen.

Homerus. Weil du mich doch so sehr der Undanckbarkeit beschuldigest, so will ich dir endlich einmahl deinen Irrthum benehmen. Du hast mir nur eine Materie an die Hand gegeben, welche ich auch anderwärts hätte finden können; Ich aber habe dir eine Ehre gegeben, die dir ein anderer nicht hätte geben können, und die niemahls erlöschen wird.

Achilles. We! du bildest dir ein, daß ohne deine Verse der grosse Achilles nicht würde von allen Völckern und zu allen Zeiten bewundert worden seyn?

Homerus. O lächerlicher Hochmuth! weil du mehr Blut, als ein anderer vor einer Stadt, die erstlich nach deinem Todt ist erobert worden, vergossen hast! so bildest du dir damit Wunder-grosse Dinge ein. Ey wie viel Helden gibt es nicht, die grose Völcker überwunden, und gantze Königreiche erobert haben? gleichwohl sind sie in der Finsterniß der Vergessenheit dergestalt vergraben worden, daß man nicht einmahl ihre Nahmen kennet. Die Musen allein können grose Thaten unsterblich machen. Ein König, der die Ehre liebet, muß solche in diesen zweyen Sachen suchen. Erstlich muß er trachten, solche durch die Tugend zu verdienen, hernach muß er sich bey denen Günstlingen der Musen beliebt machen, welche davon den Ruhm biß auf die Nachwelt bringen können.

Achilles. Es komt aber nicht immer auf die Fürsten an, daß sie grose Poeten haben. Es geschah nur zufälliger Weise, daß du lang nach meinem Tod dir vornahmest, deine Iliade zu verfertigen.

Homerus. Dieses ist wahr; wann aber ein Fürst die Wissenschaften liebt, so formiren sie auch unter seinem Scepter grose Leute. Seine Belohnungen und seine Hochachtung erwecken einen edlen Eifer. Der Geschmack wird reiner und vollkommener. Er darf nur die Musen lieben, und ihnen hold seyn, sie werden bald solche von einem

einem Himmlischen Feuer entzündete Menschen hervorbringen, um alles zu loben, was an ihm wird lobenswürdig seyn. Wann ein Fürst keinen Homerus hat, so komt es daher, weil er nicht werth ist, einen zu haben; Sein Fehler des Geschmacks verursacht die Unwissenheit, die Grobheit, und ein barbarisches Wesen. Ein barbarisches Wesen entehret ein gantzes Volck, und benimt einem regierenden Fürsten alle Hofnung einer fortdaurenden Ehre. Weist du nicht, daß Alexander, der seit kurtzem allhier ankommen ist, darüber Thränen vergoß, weil er keinen solchen Poeten hatte, der dasjenige für ihn thäte, was ich für dich gethan habe? das macht, er hat einen feinen Geschmack von der Ehre. Was dich anbelangt, so bist du mir alles schuldig, und du schämest dich gleichwohl nicht, mich als einen Undanckbaren zu schelten. Es ist keine Zeit mehr, sich zu entrüsten; dein Zorn vor Troja schickte sich gut zu einer poetischen Ausführung; Aber ich kan nun nicht mehr deine Wuth besingen, welche du an diesem Ort auslassen köntest; sie würde dir auch keine Ehre machen. Besinne dich nur, daß, nachdem die Parzen dich aller andern Vortheile beraubet, dir weiter nichts übrig bleibet, als der grose Nahme, den du meinem Gedichte zu dancken hast. Gehab dich wohl! Wenn du einmahl wirst besser aufgeräumt seyn, will ich dir in diesen Gefildern einige Stellen aus der Iliade vorsingen: Zum Exempel, die Niederlagen der Griechen in deiner Abwesenheit; die Bestürzung der Trojaner, so bald man dich kommen sah, um den Tod des Patrocles zu rächen. Die Ver-

wunderung der Götter, als sie dich, wie den Jupiter, mit denen Donnerkeulen in der Hand sahen. Hernach, so sprich, wann du das Herze hast, daß Achilles seine Ehre nicht dem Homerus zu dancken habe.

Das V. Gespräch.

Achilles und Ulysses.

Caracter des Achilles und des Ulysses.

Ulysses.

Guten Tag, Sohn der Thetis. Ich bin endlich auch nach einem langwierigen Leben in diesen traurigen Oertern angelanget, in welche du schon in der Blüte deiner Jahren bist gestürzet worden.

Achilles. Ich habe nicht lang gelebt, weil die ungerechte Schicksale nicht haben zugeben wollen, daß ich mehr Ehr erlangen solte, als sie denen Sterblichen zu vergönnen pflegen.

Ulysses. Sie haben mich deswegen doch unter unendlich vielerley Gefahr leben lassen, welchen ich jederzeit mit Ehren entkommen bin.

Achilles. Was ist das für eine Ehre, sich immer mit List zu helfen? Was mich anlangt, ich habe mich nicht verstellen können, ich habe nur gewust, wie man siegen soll.

Ulysses. Gleichwohl wurde ich nach deinem Tod für den Würdigsten gehalten, deine Waffen zu führen.

Achilles. Wohl! du hast sie erhalten durch deine Beredsamkeit, und nicht durch deinen Muth. Ich erzittere, wann ich dencke, daß die Waffen, welche der Gott Vulcan gemacht hat, und welche mir von meiner Mutter sind gegeben worden, die Belohnung eines künstlichen Schwätzers haben abgeben müssen.

Ulysses. Wisse, daß ich grössere Dinge gethan habe, als du: du bist umkommen vor der Stadt Troja, da sie noch in ihrer vollen Herrlichkeit war; ich aber habe sie über einen Hauffen geworfen.

Achilles. Es ist schöner, durch den ungerechten Zorn der Götter umkommen, wenn man seine Feinde überwunden hat, als daß man einen Krieg damit endiget, indem man sich in ein Pferd verstecket, und sich der Geheimnüssen der Minerva bedienet, um seine Feinde zu betrügen.

Ulysses. Hast du dann vergessen, daß die Griechen mir den Achilles selbst schuldig sind. Ohne mich würdest du ein verächtliches Leben unter denen Töchtern des Königs Lycomedes geführet haben. Du bist mir alle schöne Thaten schuldig, die ich dich genöthiget habe zu verrichten.

Achilles. Nun wohl, ich hab sie verrichtet, du aber bist mit nichts als Betrügereyen umgegangen. Da ich unter denen Töchtern des Lycomedes war, geschah solches deswegen, weil meine Mutter wuste, daß ich bey der Belagerung von Troja umkommen solte: sie hielt mich deswegen verborgen, um mir das Leben zu retten. Du aber, der du nicht das Leben lassen soltest, warum stelltest du dich mit deinem Pflug, als ob du nicht klug

wärest, da Palamedes deine List entdeckte. O mit welcher Lust siehet man nicht, wann ein Betrüger betrogen wird! Weist du noch, wie er dir den Telemach ins Feld legte, um zu sehen, ob du den Pflug auch über deinen Sohn würdest hingehen lassen?

Ulysses. Ich erinnere mich dessen; allein ich liebte die Penelope, und wolte sie nicht verlassen. Hast du für Briseis nicht noch grösere Thorheiten begangen, da du aus dem Griechischen Lager giengest, und also Ursach an deines Freundes, des Patroclis, Tod warest?

Achilles. Ja; da ich aber zurück kam, rächte ich den Patrocles, und überwand den Hector. Wen hast du doch in deinem gantzen Leben überwunden, als den armen Bettler Hirus von Itaca?

Ulysses. Und die Buhler der Peneloppe, und den einäugigten Cycloppen Polyphemus.

Achilles. Diese Liebhaber hast du durch Verrätherey überwunden. Es waren solches weibische Kerls, welche die Wohllüste verzärtelt hatten, und die schier immer betruncken waren. Was den Polyphemus betrift, so soltest du dich billig enthalten, von ihm zu sprechen. Wenn du so viel Hertz gehabt hättest, ihn zu erwarten, so würde er dich haben das Auge theuer bezahlen machen, welches du ihme im Schlaf ausstiessest.

Ulysses. Inzwischen hab ich gleichwohl zwanzig Jahr in der Belagerung von Troja, und auf meinen Reisen, alle Gefährlichkeiten und Unfälle ausgestanden, welche die Herzhaftigkeit und die Weisheit eines Menschen üben können. Was hast du aber jemahls auszuführen gehabt? Es

war

war bey dir nichts anders als eine wütende Ungestümmigkeit und eine Toll-Kühnheit, welche grobe unverständige Leute eine Herzhaftigkeit nennen. Die Hand eines furchtsamen Paris hat sich deiner zu bemeistern gewust.

Achilles. Aber du, der du dich deiner Klugheit rühmest, hast du dich nicht närrischer Weise von deinem eigenen Sohn, dem Telemach, welchen dir die Cirze gebahr, um das Leben bringen lassen? Du hattest nicht die Vorsichtigkeit, dich ihm zu erkennen zu geben. Ist das nicht ein lächerlicher Weise, der mich für einen Narren halten will!

Ulysses. Geh, ich lasse dich mit dem Schatten des Ajax, der so wild und so eifersüchtig auf meine Ehre ist, wie du.

Das VI. Gespräch.

Ulysses und Grillus.

Der Zustand der Menschen würde ärger seyn, als derjenige der Thiere, wenn eine gründliche Philosophie und die wahre Religion ihnen nicht zu Hülfe kämen.

Ulysses.

Seyd ihr nicht erfreut, mein lieber Grillus, daß ihr mich wieder sehet, und daß ihr im Stand seyd, eure vorige Gestalt wieder anzunehmen?

Grillus. Ich bin erfreut, euch zu sehen, Günstling der Minerva; was aber die Verwandelung

lung der Gestalt betrift, damit werdet ihr mich verschonen, wenn es euch beliebt.

Ulysses. Ach! mein liebes Kind, wisset ihr wohl, wie ihr aussehet? Ihr habt in der That keine schöne Gestalt; ein dicker zur Erden gebogener Leib, lang herunter hängende Ohren: kleine, kaum halb offenstehende Augen, ein abscheulicher Sau-Ryssel, eine unleidliche Bildung, eine unflätige, rauhe und Haar-borstige Haut. Mit einem Wort, ihr seyd ein rechtes Scheusal der Natur; Ich sag euch solches, wenn ihr es nicht wisset.

Grillus. Ihr habt gut sagen, ich werde nichts dergleichen thun. Das Handwerck einer Sau ist noch viel artiger. Meine Gestalt ist zwar nicht gar schöne; aber deswegen darf ich mich auch nicht im Spiegel sehen; auch hab ich nach der Beschaffenheit meines Gemüths, darinn ich mich seit einer Zeit befinde, nicht zu befürchten, daß ich mich im Wasser anschauen, und mir daselbst meine Heßlichkeit verweisen werde. Ich liebe mehr einen guten Mist als eine klare Quelle.

Ulysses. Macht euch aber diese Unflätigkeit keinen Abscheu? ihr lebet ja nur im Gestanck; ihr wälzet euch im grösten Koth herum: ihr stincket, daß man bey euch mögt ohnmächtig werden.

Grillus. Was liegt daran; Es komt alles auf den Geschmack an. Dieser Gestanck ist mir lieblicher als Ambra, und dieser Koth schmeckt mir wie lauter Nectar.

Ulysses. Ich werde eurentwegen schamroth. Ist es möglich, daß ihr so bald dasjenige vergessen habt, was die Menschlichkeit edles und glückliches hat?

Grillus.

Grillus. Sprecht mir nicht mehr von der Menschlichkeit; ihr edles Wesen bestehet nur in der Einbildung: alles, was sie böses hat, ist wircklich böse: das Gute ist nur ein bloses Hirn-Bild. Mein Leib ist häßlich, die Haut ist rauh und borstig: dargegen hab ich auch keiner Kleidung vonnöthen, und ihr würdet glücklicher bey einer traurigen Begebenheit seyn, wenn euer Leib so haarigt wär, wie der meinige, ihr köntet sodann die Kleider entbehren. Ich finde meine Nahrung allenthalben, auch so gar in denen allerunflätigsten Oertern. Processe, Kriege, und andere Mühseeligkeiten des menschlichen Lebens, machen mir keinen Kummer mehr. Ich brauche weder Koch, noch Barbierer, noch Schneider, noch Baumeister. Ich bin von allem befreyet, und mit wenigem zufrieden. Warum solt ich mich wieder mit den Sorgen der Menschen einlassen?

Ulysses. Es ist wahr, der Mensch hat vieler Sachen nöthig; allein die Künste, welche er erfunden hat, um diese Nothdurft zu bestreiten, gereichen ihm zur Ehre, und dienen ihm zur Ergötzlichkeit.

Grillus. Es ist sicherer, keine Nothdurft haben, als die vortreflichste Mittel gebrauchen, um ihr zu begegnen. Es ist besser, einer vollkommenen Gesundheit geniessen, ohne Wissenschaft der Arzney, als immer kranck seyn, und die herrlichste Genesungs-Mittel besitzen.

Ulysses. Allein, mein werther Grillus, ihr achtet also für nichts die Beredsamkeit, die Dicht-Kunst, die Music, und die Wissenschaft der Künste und der ganzen Welt; diejenige der Figuren

und der Zahlen? Wolt ihr nichts mehr wissen von unserm lieben Vaterland, von denen Opfern, von denen Freuden-Festen, von denen Spielen, von denen Tänzen, von denen Gefechten, von denen Cronen, damit man die Uberwinder verehrte. Antwortet!

Grillus. Mein Temperament von einer Sau ist so glücklich, daß mich solches alles weit über alle diese schöne Sachen hinaus setzet. Ich habe mehr Freude zu grunzen, als so beredt zu seyn, wie ihr. Was mir an der Beredsamkeit mißfället, ist, daß so gar die eurige, die doch derjenigen der Minerva gleich komt, mich weder überreden, noch rühren kan. Ich will keinen Menschen überreden; Ich frag auch nicht darnach, daß ich überredet werde. Ich bin eben so wenig neugierig nach gebundenen als ungebundenen Reden; Alles dieses ist nur rauh Futter für mich. Was die Gefechte und das Wett-Rennen anbetrift, so überlaß ich solche gerne denjenigen, die so begierig nach einer Crone, als die Kinder nach ihren Poppen sind: Ich finde mich nicht mehr geschickt darzu, um den Preiß davon zu tragen, und ich mißgönne solchen auch einem andern nicht, der weniger mit Fett und Speck beladen ist, als ich. Was die Music anlangt, so hab ich den Geschmack davon verlohren; der Geschmack entscheidet alles; der Geschmack, der euch daran gewöhnet, der hat mich davon loß gemacht: Laßt uns davon nicht mehr reden. Kehret wieder nach Ithaca zurück. Das Vaterland von einer Sau ist allenthalben, wo Eicheln sind. Gehet, herrschet, sehet eure Penelope wieder, strafet ihre

Liebhaber.

Liebhaber. Was mich betrift, so ist dieser hier nah stehende Trog meine Penelope, die in meinem Stall regieret, und nichts beunruhiget mein Reich. Viele Könige können in ihren vergüldeten Pallästen zu meiner Glückseligkeit nicht gelangen; Man nennet sie träg und des Thrones unwürdig, wann sie so regieren wollen, wie ich, ohne das menschliche Geschlecht zu plagen.

Ulysses. Ihr besinnet euch nicht, daß eine Sau in der Menschen Gewalt ist, und daß man sie deßwegen nur mästet, um sie zu schlachten. Mit allen euren schönen Einfällen dürftet ihr bald das Ende eures Lebens sehen. Die Menschen, deren Rang ihr nicht begehret, werden euren Speck, eure Würste, und eure Schincken verzehren.

Grillus. Dem ist also. Dieses ist die Gefahr von meinem Stand; Hat aber der eurige nicht auch seine Gefährlichkeiten? Ich bin dem Tod ausgesezt bey einem angenehmen Leben und bey einer wircklichen Wohllust: ihr seyd einem geschwinden Tod auf gleiche Weise ausgesezt, aber bey einem unglückseligen Leben und bey einer eingebildeten Ehre. Ich schliesse daraus, daß es besser sey, eine Sau als ein Held zu seyn. Und solte auch dermahleins Apollo selbst eure Siege besingen, so würde sein Gesang euch doch nicht euer Leiden benehmen, noch von dem Tod befreien. Die Lebens-Art einer Sau ist viel besser.

Ulysses. Ihr seyd also dergestalt eurer Sinnen beraubt, und so viehisch worden, daß ihr die Weisheit verachtet, welche bey nahe die Menschen denen Göttern ähnlich macht.

Grillus. Ganz im Gegentheil, die Weisheit eben macht, daß ich die Menschen verachte. Es ist eine Gottlosigkeit zu glauben, daß sie den Göttern gleichen sollen, dann sie sind blind und ungerecht, Betrüger, Ubelthäter, unglückliche Creaturen, und würdig, solche zu seyn; sie sind grausam gegen einander aufgebracht, und sich selbst so feind wie ihren Nachbarn. Was soll die Weisheit, deren man sich so sehr rühmet? sie verbessert nicht die Sitten der Menschen; sie lauft nur dahin aus, daß sie sich schmeicheln, und ihre Leidenschaften zu vergnügen suchen. Solt es nicht besser seyn, gar keine Vernunft zu haben, als solche zu haben, um die allerunvernünftigste Dinge damit zu rechtfertigen? Ach! redet mir nichts mehr von Menschen. Er ist das allerungerechteste, und folglich auch das allerunvernünftigste von allen Thieren. Ohne mir zu schmeicheln, eine Sau ist noch eine so ziemlich gute Creatur; sie macht weder falsche Müntzen, noch falsche Briefe; sie begehet nie keinen Meineyd; sie hat weder Ehrsucht, noch Geitz; die Ruhm-Begierde treibet sie nicht zu ungerechten Eroberungen: sie ist aufrichtig und ohne Bosheit: sie bringt ihr Leben zu mit Essen, Trincken und Schlaffen. Wär die ganze Welt ihr gleich, so schlief die gantze Welt in einer süsen Ruh, und ihr würdet euch nicht hier befinden. Paris würde die Helena nicht entführet haben. Die Griechen würden nicht die stolze Stadt Troja, nach einer zehen- jährigen Belagerung, zerstöret haben. Ihr würdet nicht auf Abendtheuer zu Wasser und zu Land herum geirret seyn, und also nicht nöthig haben, euer eigen

Reich wieder zu erobern. Sprecht mir demnach nichts mehr von Vernunft; dann die Menschen haben nichts als lauter Thorheit. Ist es nicht besser, ein Thier zu seyn, als ein närrischer Böswicht?

Ulysses. Ich bekenne, daß ich mich nicht genug über eure Dummheit verwundern kan.

Grillus. Ein schönes Wunder! daß eine Sau dumm ist. Alles muß seine Eigenschaft beobachten; ihr beobachtet die eurige; ihr seyd ein Mensch, unruhig, beredtsam, herrschsüchtig, voller List, und ein Stöhrer der gemeinen Ruh. Das Volck, worunter ich gehöre, ist bescheiden, still, ein Feind der Scharffsinnigkeit und der schönen Reden. Es gehet, um sich zu vergnügen, den geraden Weg, ohne vieles Uberlegen.

Ulysses. Zum wenigsten werdet ihr nicht können in Abrede seyn, daß die Unsterblichkeit, die denen Menschen vorbehalten ist, ihren Stand nicht weit über denjenigen der Thiere erhebe. Ich bin ganz erschrocken über die Blindheit des Grillus, wann ich bedencke, daß er die Glückseligkeiten der Elisäischen Felder für nichts achtet, worinnen die Menschen nach ihrem Tod so vergnügt leben.

Grillus. Haltet hier ein wenig still, wenn es euch gefällt. Ich bin noch nicht gar eine solche Sau, daß ich nicht solte verlangen, wieder ein Mensch zu werden, wann ihr mir köntet im Menschen eine solche wahrhaftige Unsterblichkeit zeigen; Allein, nichts als ein Schatten zu seyn, und zwar ein kläglicher Schatten, welcher in denen Elisäischen Feldern mit einer nichtswürdigen

Seele sich um den Verlust eines elenden Lebens bekümmert, da, ich muß es bekennen, achte ich einen solchen Schatten der Unsterblichkeit nicht der Mühe werth, mich deßwegen in einigen Zwang zu setzen. Achilles spielt in denen Elisäischen Völckern mit dem Ballen im Grase; gleichwohl würde er alle seine Ehre, die nichts als ein Traum ist, darum geben, wenn er nur ein schändlicher Thersites unter denen Lebendigen seyn könte. Dieser Achilles, der nun den Betrug seiner vermeynten Ehre einsiehet, ist weiter nichts mehr als ein Gespenste, d. i. etwas, das man nicht zu nennen weis, und das nur noch von ihm übrig ist, um ihn zu entehren. Dieser eitle Schatten ist auch anders nicht Achilles, als wie der meinige mein Cörper ist. Dencket also nicht, beredtsamer Ulysses, mich durch einen falschen Schein der Unsterblichkeit zu verblenden. Ich will etwas, das mehr Wircklichkeit hat, sonst bleib ich in dem Stand, worinnen ich bin. Zeiget mir, daß der Mensch in sich selbst etwas edleres habe, als seinen Leib, und welches der Verwesung nicht unterworfen sey. Zeiget mir, daß dasienige, was im Menschen dencket, nicht der Leib sey, und daß solches von einer stets fortwährenden Dauer sey, wann diese grobe und unordentliche Maschine aufhöret zu seyn. Kurz! zeiget mir, daß dasjenige, was von dem Menschen nach diesem Leben übrig bleibet, ein in der That glückliches Wesen sey. Setzet zum Grund, daß die Götter nicht ungerecht sind, und daß nach diesem Leben eine wahrhafte Vergeltung der in dieser Welt unterdruckten Tugend sey. So gleich, göttlicher Sohn

des Laertii, wag ich mit dir alle Gefährlichkeiten: ich gehe vergnügt aus Circe Stall. Ich bin nicht mehr eine Sau, ich werde wieder ein Mensch, der sich gegen alle Lüste bewafnet. Auf einem andern Weg werdet ihr mich niemahl zu eurem Zweck bringen. Ich will lieber eine dicke fette Sau bleiben, und in meinem Gestanck vergnügt seyn, als einen schwachen, eitlen, leichtsinnigen, boshaftigen, betrügerischen und ungerechten Menschen abgeben, der nach seinem Tod nichts anders zu hoffen hat, als ein elender betrübter Schatten zu seyn, und ein Gespenst, das nur seinen Zustand bejammert.

Das VII. Gespräch.

Romulus und Remus.

Die Hoheit, welche man durch nichts anders, als durch Missethaten erlanget, kan keine Ehre noch wahres Vergnügen geben.

Remus.

SEhet hier, mein Bruder, ihr seyd endlich mit mir in einerley Zustand; dieses verlohnte sich wohl der Mühe, mich umzubringen. Einige Jahre, wo ihr allein regieret, sind zu Ende; es ist nichts mehr davon übrig, und ihr hättet sie viel angenehmer zugebracht, wenn ihr im Frieden mit mir die Regierung würdet getheilet haben.

Romulus. Wenn ich mich so weit beschieden hätte, so würde ich weder die mächtige Stadt erbauet, noch solche Eroberungen gemacht haben, welche meinen Namen verewigen.

Remus. Es ist besser, weniger mächtig, und desto gerechter und tugendhafter zu seyn. Ich beziehe mich deswegen auf den Minos und auf seine zwey Beysitzer, die euch das Urtheil sprechen werden.

Romulus. Das ist sehr hart. Auf dem Erdboden hätte sich niemand unterstehen sollen, mich vor Recht zu fordern.

Remus. Mein Blut, mit welchem ihr eure Hände bespritzet, wird euch allhier verdammen, und euren Ruhm immerfort in der Welt einen Schandfleck anhängen: ihr habt nach Macht und Ehre getrachtet; ihr habt die Macht kaum erhalten, so entwich sie wieder von euch wie ein Traum. Was die Ehre betrift, so werdet ihr solche niemahls erlangen. Wer ein groser Mann seyn wil, muß zuvor ein ehrlicher Mann werden, und man muß die Missethaten, die einen Menschen unwürdig machen, vermeiden, bevor man zu denen Tugenden der Götter sich empor schwingen will. Eure Unmenschlichkeit machte euch zu einem Ungeheuer, und ihr woltet doch gleichwol einen Helden abgeben?

Romulus. So würdet ihr nicht mit mir gesprochen haben, ohne meinen Zorn zu reitzen, als wir den Grund von unserer Stadt legten.

Remus. Es ist wahr: ich hab es allzu sehr empfunden. Aber wie komt es, daß ihr hier unten angekommen seyd. Man sagte ja, ihr wäret unsterblich worden.

Romulus. Mein Volck war so närrisch, und glaubte solches.

Das VIII. Gespräch.

Romulus und Tatius.

Der wahre Helden-Muth kan unmöglich mit dem Betrug und einer ungerechten Gewalt bestehen.

Tatius.

Ich bin etwas ehender, als du, hier angekommen. Nun sind wir beyde hier; Du hast es mit deinen Sachen nicht weiter gebracht, und findest dich auch nicht besser als ich.

Romulus. Der Unterscheid ist groß; ich habe die Ehre, daß ich eine immerwährende Stadt, und mit ihr ein solches Reich gegründet, welches keine andere Gränzen haben wird, als diejenige des Erdbodens. Ich habe die benachbarte Völcker überwunden; Ich habe ein unüberwindliches Volck aus einem Hauffen flüchtiger Ubelthäter formiret. Was hast du gethan, das sich mit dergleichen Wundern vergleichen lies?

Tatius. Schöne Wunder! Allerhand Strassen-Räuber und Diebs-Gesindel zu samlen; sich zum Haupt einer Bande von Meuchel-Mörder zu machen, mit einer ungezäumten Frechheit die Länder seiner Nachbarn zu verheeren, ihre Weiber verrätherischer Weise zu rauben, kein anderes Gesetz, als Betrug und Gewalt zu erkennen, seinen eigenen Bruder todt zu schlagen. Sehet

 hier,

hier, ich gestehe es, was ich nicht gethan habe. Deine Stadt mag so lange dauern, als es denen Göttern gefallen wird; sie ist aber auf einem bösen Grund gebauet. Dein Reich mag sich auch leicht ausbreiten, dann du hast deinen Bürgern nichts anders gelernt, als wie sie fremdes Gut an sich bringen sollen. Es ist ihnen sehr nöthig, daß sie von einem bescheidenern und gerechtern König, als du bist, regieret werden. Auch sagt man, daß Numa, mein Tochtermann, dir nachgefolget sey. Er ist weise, gerecht, fürchtet die Götter, und ist wohlthätig. Ein solcher ist nöthig, deine Republic in Stand zu setzen, und deine Fehler zu verbessern.

Romulus. Es ist leicht sein Leben mit Beurtheilung der Rechts-Händel zuzubringen; Streitigkeiten beyzulegen; eine Policey in einer Stadt einzuführen; das ist eine sehr gemeine Lebens-Art, die nichts groses mit sich führet; Alleine Siege zu erfechten, und Eroberungen zu machen, das ist Helden-mäßig.

Tatius. O fürwahr ein seltsamer Heldenmuth, der auf nichts ausgehet, als diejenige Meuchel-mörderischer Weise umzubringen, die man beneidet.

Romulus. Wie! Meuchel-mörderischer Weise? Ich sehe wohl, daß du mich im Verdacht hast, als ob ich dich hätte umbringen lassen.

Tatius. Ich habe dich darüber gar nicht im Verdacht; dann ich zweifle nicht mehr daran. Es ist schon lang, daß du nicht mehr kontest leiden, daß ich die Königliche Würde mit dir theilen solte. Alle diejenige, die nach mir über den Styx gekommen sind, haben mich versichert, daß

du

du nicht einmahl den Schein davon hast zu vermeiden gesucht. Du hast meinen Tod weder beklagt, noch gerochen, noch die Mörder zu bestraffen aufgesucht. Aber, du hast empfangen, was du verdientest. Wenn man die Gottlosen unterrichtet, wie sie einen König umbringen sollen, so werden sie bald auf gleiche Weise auch den andern hinzurichten wissen.

Romulus. Nun wohl; wann ich dich auch hätte tödten lassen, so wär ich darinn deinem bösen Exempel nachgefolgt, da du das arme Mägdgen, die man Tarpeja nante, betrogest. Du woltest, sie solte dich mit deinen Trouppen denjenigen Berg einnehmen lassen, welcher nach ihrem Nahmen der Tarpejanische genennet wurde. Du hattest ihr versprochen, dasjenige zu geben, was die Sabiner in der lincken Hand trugen: sie meynte, dadurch die kostbare Arm-Bänder zu bekommen, die sie gesehen hatte. Man gab ihr dargegen alle die Schilder, damit man sie auf der Stelle nieder schlug. War dieses nicht eine falsche und grausame That?

Tatius. Die deinige war noch viel abscheulicher, da du mich durch Verrätherey liessest ums Leben bringen; dann wir hatten uns einander Treu und Bündniß geschworen; und unsere beyde Völcker zusammen vereiniget. Allein, ich bin gerochen. Deine Raths-Herren haben deinem Frevel und deiner Tyranney zu widerstehen gewust. Es ist nicht das mindeste von deinem in Stücken zerrissenen Cörper übrig geblieben. Vermuthlich hatte ein jeder unter seinem Rock einen Theil davon mit sich hinweg geschlept. Sehe,

so hat man dich zu einem Gott gemacht. Proculus sahe dich mit der Majestät eines Unsterblichen. Bist du nicht mit dieser Ehre zufrieden? du, der du doch so ruhmsüchtig bist.

Romulus. Nein, nicht gar sehr; allein ich weiß nun meinem Ubel nicht mehr zu rathen. Man zerreisset mich, und man betet mich an. Es ist dieses eine Art der Verspottung. Wenn ich noch im Leben wär, so wolt ich sie ....

Es ist nicht mehr Zeit zu drohen. Schatten sind so viel wie nichts. Gehab dich wohl, Bösewicht, ich verlasse dich.

Das IX. Gespräch.

Romulus und Numa Pompilius.

Wie weit die Ehre eines weisen und friedsamen Königes diejenige eines ungerechten Welt-Bezwingers übertreffe.

Romulus.

Ihr kommet sehr späte hier an. Eure Regierung hat sehr lang gedauert.

Numa Pompilius. Das macht, weil sie sehr ruhig war. Das Mittel, bey der Regierung zu einem hohen Alter zu gelangen, ist, wenn man niemand nichts zu Leid thut, seiner Gewalt nicht misbrauchet, und sich so verhält, daß niemand Ursach hat, unsern Tod zu wünschen.

Romulus. Wenn man mit solcher Eingezogenheit einen Staat beherrschet, so lebt man in

der Dunckelheit, und stirbt ohne Ruhm. Man hat Müh, die Menschen zu regieren. Die Macht gibt keine Lust. Es ist also viel besser, überwinden, und alles nieder schmeissen, was sich uns widersetzet, um dadurch die Unsterblichkeit zu erhalten.

Numa Pompilius. Allein, sagt mir doch, ich bitte euch, worinn bestehet dann eure Unsterblichkeit? Ich habe sagen hören, daß ihr in der Reyhe der Götter wäret, und an der Tafel des Jupiters mit Nectar getrăncket würdet: wie komt es also, daß ich euch hier finde.

Romulus. Aufrichtig von der Sache zu reden, so haben die Raths-Herren, die über meine Macht begunten eifersüchtig zu werden, mich weggeschaft, und mich mit Ehren überhäuft, nachdem sie mich haben in Stücken zerhauen lassen. Sie wolten mich lieber anbeten, wie einen Gott, als mir gehorsamen, wie ihrem König.

Numa Pompilius. Es ist also nicht wahr, was Proculus erzehlet?

Romulus. Ey! wisset ihr nicht, wie vielerley Dinge man dem gemeinen Volck pflegt weis zu machen? Ihr verstehet euch darauf noch besser, als ein anderer, da ihr solches habt zu bereden gewußt, daß ihr Offenbahrungen von der Nymphe Egeria empfienget. Proculus, da er das Volck über meinen Tod aufgebracht sahe, wolte dasselbe mit einer Fabel trösten. Die Menschen wollen betrogen seyn. Die Schmeicheley besänftiget die allergröste Schmertzen.

Numa Pompil. Ihr habt also an statt der Unsterblichkeit nichts als tödtliche Wunden bekommen?

Romulus. Man hat mir aber auch Altäre aufgebauet, und darzu Priester, Opfer, und Weyhrauch bestellet.

Numa Pompilius. Aller dieser Weyhrauch aber dienet zu nichts; ihr seyd deswegen hier doch nichts anders, als ein eitler unvermögender Schatten, ohne alle Hofnung, jemahls das Tages-Licht wieder zu erblicken. Ihr sehet also, daß nichts wahrhaftig schätzbar sey, als gut, gerecht, mäßig, und von dem Volck geliebt zu seyn. Man lebet lang, man ist immer im Frieden; Man empfängt zwar kein Rauch-Opfer, man wird nicht für unsterblich gehalten; allein, man befindet sich wohl: man regieret ohne Unruh, und man erzeigt denen Menschen viel gutes, denen man zu gebieten hat.

Romulus. Ihr, der ihr so lang gelebet habt, waret wohl nicht mehr jung, als ihr anfienget zu regieren.

Numa Pompilius. Ich hatte vierzig Jahre, und dieses war mein Glück: wenn ich ehender zur Regierung gekommen wär, so würde ich ohne Erfahrung, ohne Klugheit, und dagegen allen meinen Begierden unterwürfig gewesen seyn. Die Macht ist allzu gefährlich bey einer hitzigen Jugend. Ihr seyd es wohl gewahr worden, da ihr in einem wilden Eifer euren eigenen Bruder umgebracht, und allen euren Bürgern seyd unerträglich worden.

Romulus. Weil ihr so lange gelebet, so werdet ihr wohl eine gute getreue Leibwache um euch gehabt haben.

Numa Pompilius. Ganz und gar nicht. Ich danckte gleich Anfangs die drey hundert Mann ab, welche man Celeres nante, und welche ihr euch zur Leichwache auserlesen hattet. Ein Mann, der mit Müh die Crone empfängt, der solche nur aus Liebe zum gemeinen Besten annimmt, und der zufrieden seyn würde, solche wieder von sich zu geben, der darf auch den Tod nicht fürchten, wie ein Tyrann. Was mich anlangt, so glaubte ich, denen Römern einen Gefallen zu erweisen, wenn ich sie regieren würde. Ich lebte schlecht, um das Volck zu bereichern. Alle benachbarte Völcker wünschten unter meiner Botmäsigkeit zu leben. In einem solchen Zustand braucht man keiner Leibwache. Ich war ein armer Sterblicher, niemand hatte davon einen Vortheil, mir die Unsterblichkeit zuzueignen, deren euch der Rath würdig schätzte. Meine Leibwache war die Liebe meiner Bürger, die mich als ihren Vater betrachteten. Solte ein König sein Leben nicht einem Volck anvertrauen, welches ihm seine Güter, seine Ruh, und seine Erhaltung anvertrauet? Das Vertrauen ist hier von beyden Seiten einander gleich.

Romulus. Wenn man euch sprechen höret, so solte man glauben, ihr wäret wider euren Willen König worden. Aber ihr habt hierinn das Volck betrogen, auf eben die Art, wie ihr ihm etwas von der Religion hattet weis gemacht.

Numa Pompilius. Man hat mich in meiner Einsamkeit zu Cures gesucht. Ich sagte, daß ich mich nicht schickte, ein kriegerisches Volck zu regieren, welches gewohnet wär, Eroberungen zu machen; sie müßten einen Romulus haben,

haben, der stets bereit wär, zu überwinden. Ich fügte hinzu, daß der Tod des Tatius, und der eure, mir kein groses Verlangen machten, zwey solchen Königen zu folgen. Ich sagte, daß ich niemahls im Krieg gewesen wär; dem ungeacht, so beharrte man darauf, daß ich solte die Regierung annehmen. Ich willfahrte endlich; aber dem ungeacht, so lebte ich vor wie nach, einfältig, schlecht und mäßig bey aller Königlichen Würde, ohne mich deswegen einem einzigen Bürger vorzuziehen. Ich vereinigte mit einander die beyde Völcker, die Sabiner und die Römer, dergestalt, daß man nun solche nicht mehr unterscheiden kan. Ich habe die guldne Zeit wieder hergestellet. Alle Völcker, nicht nur in der Gegend von Rom, sondern auch von ganz Italien, haben den Uberfluß empfunden, welchen ich allenthalben ausgebreitet habe. Der Feld-Bau hat die wildeste Völcker, weil man ihn in Ehren hielt, leutselig gemacht: er hat ihnen eine Liebe zu ihrem Vaterland eingeflöset, die nichts mit der unruhigen Begierde gemein hat, die Länder seiner Nachbarn zu überfallen.

Romulus. Dieser Friede und dieser Uberfluß dienen zu nichts, als nur das Volck hochmüthig, ungehorsam gegen ihren König und weichlich zu machen, dergestalt, daß sie hernach weder die Strapazen, noch die Gefährlichkeiten des Kriegs ausstehen können. Wenn man euch würde mit Krieg überzogen haben, was hättet ihr gethan, ihr, die ihr niemahls nichts vom Kriegs-Wesen gesehen gehabt? Ihr hättet müssen euren Feinden sagen,

sagen, daß sie so lange verziehen mögten, biß ihr eure Nymphe würdet um Rath gefraget haben.

Numa Pompilius. Wenn ich mich nicht so wohl auf den Krieg verstanden habe, wie ihr, so hab ich dargegen ihn wissen zu vermeiden; indem ich mich von allen meinen Nachbarn sowohl fürchten, als lieben machte. Ich habe denen Römern Gesetze gegeben, welche, indem sie dieselbe gerecht, arbeitsam und mäßig machen, sie zugleich auch werden in solchen Stand setzen, jederzeit denenjenigen zu widerstehen, die sie feindlich angreiffen werden. Ich fürchte nur, daß sie noch zu viel von dem räuberischen und wilden Wesen dürften übrig behalten haben, woran ihr sie gewöhnet habt.

Das X. Gespräch.

Xerxes und Leonidas.

Die Weisheit und die Tapferkeit machen einen Staat unüberwindlich, und nicht die Menge der Unterthanen, noch die unumschränckte Macht der Fürsten.

Xerxes.

Ich will dir, Leonidas, eine grose Ehre erweisen. Du solt, wenn du wilst, allezeit auf denen Ufern des Stix unter meinem Gefolge seyn.

Leonidas. Ich bin nur an diese Oerter gekommen, um dich niemahls zu sehen, und um deiner Tyranney mich zu entziehen. Gehe, suche deine Weiber, deine Beschnittene, deine Sclaven,

ven, und deine Hof-Schmeichler, die schicken sich besser, dir Gesellschaft zu leisten.

Xerxes. Sehet mir doch diesen verwegenen, diesen trotzigen Menschen an. Ein Bettler, der niemahls nichts, als den Nahmen eines Königs, ohne Macht geführet hat. Ein Hauptmann der Meuchel-Mörder. Wie? du schämest dich nicht, dich mit einem grosen König zu vergleichen? Hast du schon vergessen, daß ich die Erde mit Kriegs-Völckern, und das Meer mit Schiffen bedecket habe? Weist du nicht, daß mein Herr bey einer Mahlzeit nicht seinen Durst löschen konte, ohne die Flüsse auszutrocknen?

Leonidas. Wie unterstehest du dich noch, die Menge deiner Kriegs-Völcker zu erheben? Drey hundert Spartaner, die ich zu Thermopiles anführte, wurden durch dein unzahlbares Heer niedergehauen, ohne daß man sie hätte überwinden können. Sie fielen, nachdem sie sich durch ihr anhaltendes Niedermetzeln ermüdet hatten. Siehest du nicht noch hier eine Menge von diesen herum irrenden Schatten, welche das Ufer bedecken? Dieses sind die zwanzig tausend Persianer, die wir ertödtet haben. Frage sie, wie viel ein einziger Spartaner gegen andere Menschen gilt; besonders in Betrachtung deiner Soldaten. Die Tapferkeit, und nicht die Menge macht unüberwindlich.

Xerxes. Deine That rührete von Tollkühnheit und von Verzweiflung her.

Leonidas. Es war eine weise und grosmüthige That. Wir hielten dafür, daß wir uns einem gewissen Tod überlassen müsten, um dich dadurch

zu

zu lehren, wie viel es kostet, wenn man die Griechen will in Dienstbarkeit setzen; und um ganz Griechenland die Zeit zu lassen, sich in eine Verfassung zu setzen, entweder zu siegen, oder, wie wir, umzukommen. In der That machte ein solches beherzte Exempel die Persianer bestürzt, und gab denen erschrockenen Griechen neuen Muth. Unser Tod war also wohl angewandt.

Xerxes. O wie leid thut es mir, daß ich nicht in Peloponnese bin eingedrungen, nachdem ich Attica verwüstet hatte. Ich wolte dein Lacedemon wie Athen in die Asche geleget haben. Armseliger Unverschämter, ich wolte ....

Leonidas. Hier ist nicht mehr die Zeit, wo Schelt-Worte oder Schmeicheleyen gelten. Wir sind hier im Land der Wahrheit. Bildest du dir dann ein, noch der grose König zu seyn? Deine Schätze sind weit von hier. Du hast weder Leib-Wache, noch Armeen, noch Pracht, noch Lustbarkeiten mehr. Kein schmeichlendes Lob kitzelt mehr deine Ohren. Du bist nunmehro nackend, allein, und in Erwartung, von dem Minos dein Urtheil zu empfangen. Allein dein Schatten ist noch sehr zornig und stolz. Du warest nicht mehr aufgebracht, als du das Meer mit Ruthen peitschen liessest. In der That, du wärest werth gewesen, daß man dich wegen dieser Thorheit mit Ruthen gestrichen hätte. Erinnerst du dich nicht der vergüldeten Ketten, die du in den Hellespont werfen liessest, um damit Sturm und Wellen in deine Fessel zu legen? Närrischer Mensch, der du also das Meer zu zwingen vermeyntest! Du warest, dem ungeacht, bald genöthiget, deinen Weg

wieder

wieder zurück nach Asien, auf einen Kahn, wie ein Fischer, zu nehmen. Sehe, wohin ein thörigter Hochmuth die Menschen verleitet, welche die Gesetze der Natur bezwingen wollen, und darbey ihrer eigenen Schwachheit vergessen.

Xerxes. Ach! ich seh es wohl, allein zu spät, daß die Könige, die alles vermögen, sich von ihren Begierden hinreissen lassen; wie kan aber ein solcher Mensch seiner eigenen Hoheit und der Schmeicheley aller derer, die um ihn sind, widerstehen. O welches Unglück, wenn man in so groser Gefahr gebohren wird!

Leonidas. Siehe, warum ich mehr aus meiner Königlichen Würde mache, als aus der deinigen. Ich war ein König, unter der Bedingung, eine rauhe, mäßige und arbeitsame Lebens-Art, so wie mein Volck zu führen. Ich war nur König, um mein Vaterland zu vertheydigen, und um darinn die Gesetze zu erhalten. Meine Königliche Würde gab mir das Vermögen, Gutes zu stiften, ohne mir zu erlauben, Böses zu thun.

Xerxes. Ja; allein du warest arm, ohne Herrlichkeit, und hattest kein Ansehen. Einer von meinen Satrapen, oder Land-Vögten, war weit gröser und prächtiger, wie du.

Leonidas. Ich würde nicht so viel Macht gehabt haben, den Berg Athos zu zerschneiden, wie du. Ich glaubte sogar, daß ein jeder von deinen Satrapen in dem Land mehr Gold und Silber zu stehlen pflegte, als wir in unserer ganzen Republic hätten aufbringen können. Allein, unsere Wehr und Waffen, ob sie gleich nicht verguldet

guldet waren, konten deswegen die zaghafte und weibische Männer wohl treffen, deren unzahlbare Menge dir ein so eitles Vertrauen auf sie beygebracht hatte.

Xerxes. Wie aber, wenn ich in Peloponese eingedrungen wär, würde nicht ganz Griechenland in meine Fessel gekommen seyn? Keine einzige Stadt, selbst die deinige, hätte mir nicht widerstehen können.

Leonidas. Ich glaube solches, wie du es sagest; und eben deswegen verachte ich die grose Macht eines barbarischen Volcks, das nicht zum Krieg abgerichtet ist. Es weiß von keinen weisen Rathschlägen, oder wenn man ihm solche giebt, so weiß es nicht, solchen nachzuleben, und ziehet ihnen allezeit andere vor, die falsch und betrügerisch sind.

Xerxes. Die Griechen wolten eine Mauer machen, um den Isthmus zu versperren. Allein sie war noch nicht fertig, und ich drung durch.

Leonidas. Die Mauer war noch nicht fertig, es ist wahr; aber du warest der Mann auch nicht, um denenjenigen zuvorzukommen, die solche machen wolten. Deine Schwachheit war denen Griechen noch nützlicher, als ihre Macht.

Xerxes. O hätte ich den Isthmus einbekommen, ich hätte wollen zeigen . . . .

Leonidas. Du würdest wiederum einen andern Fehler begangen haben. Dann du warest dergestalt verdorben durch deine Weichlichkeit, durch deinen Hochmuth und durch die Verachtung guter Rathschläge, daß du nichts anders,

als fehlen kontest. Du warest noch leichter einzunehmen, als der Isthmus.

Xerxes. Ich war doch gleichwohl nicht so zaghaft und so böse, wie du dir solches einbildetest.

Leonidas. Du warest von Natur beherzt, und hattest auch kein gar böses Gemüth. Die Thränen, die du vergossen hast über den Anblick so vieler tausend Menschen, von denen binnen einer Zeit von hundert Jahren kein einziger mehr übrig seyn würde, geben zu erkennen, daß bey dir noch zimlich viel Menschlichkeit gewohnet hatte. Das ist auch die schönste Stelle in deinem Lebens-Lauf. Wärest du nicht ein allzu mächtiger und groser König gewesen, so hättest du noch ein zimlich ehrlicher Mann seyn können.

Das XI. Gespräch.

Solon und Pisistrates.

Die Tyranney macht öfters die Fürsten noch unglückseliger, als das Volck.

Solon.

Wohlan, du vermeyntest, der glücklichste unter den Sterblichen zu werden, wann du deine Mit-Bürger zu Sclaven machen köntest. Siehe, du hast es weit gebracht. Du hast alle meine Vorstellungen verachtet, du hast alle meine Gesetze mit Füssen getreten. Was ist nun von deiner Tyranney noch übrig, als daß die Athenienser dein Gedächtniß verfluchen, und

daß

daß du wirst die gerechte Strafen in dem schwarzen Tartarus ausstehen müssen.

Pisistrates. Gleichwohl war meine Regierung sehr gelinde. Es ist wahr, daß ich herrschen, und alles, was verdächtig war, meiner Macht aufopfern wolte

Solon. Das ist eben dasjenige, was man einen Tyrannen nennet. Er thut das Böse nicht allein, weil er daran eine Freude hat, sondern auch deswegen, weil es ihm nichts kostet, so oft er solches den Anwachs seiner Hoheit für dienlich findet.

Pisistrates. Ich wolte Ehre erlangen.

Solon. Was ist das für eine Ehre! seinem Vaterland die Fessel anzulegen, und bey der Nachwelt für einen bösen Menschen gehalten zu werden, der weder Gerechtigkeit, noch Treu und Glauben, noch Menschlichkeit gekant hat. Du hättest sollen Ehr zu erlangen trachten, wie so viel andere Griechen, die dem Vaterland gedienet, nicht aber solches unterdruckt haben, wie du es gethan hast.

Pisistrates. Es ist aber etwas sehr hartes, sein Leben in der Abhänglichkeit eines eigensinnigen Volcks zuzubringen, wenn man gleichwohl einen erhabenen Geist, nebst Witz und Beredtsamkeit hat, es zu regieren.

Solon. Ich geb es zu; allein man muß trachten, das Volck, nach Anweisung der Gesetze, mit Recht und Billigkeit zu leiten. Ich, der ich mit dir rede, war, wie du solches wohl weist, von Königlichem Stamm; hab ich deswegen eine Ehrsucht bezeiget, um Athen zu beherrschen?

Ich habe vielmehr ganz im Gegentheil alles angewandt, um heilsame Gesetze gelten zu machen. Ich habe schlecht gelebet: ich habe mich entfernet; ich habe mich keiner andern Mitteln gebrauchen wollen, als der Ermahnung und guter Exempel, welches die Waffen der Tugend sind. Hast du es auch so gemacht? Sprich!

Pisistrates. Nein, aber ich gedachte, die Königliche Würde auf meine Kinder zu bringen.

Solon. Du hast es wohl getroffen; dann du hast ihnen, an statt alles Erbtheils, den Haß und die Verabscheuung des Volcks hinterlassen. Die großmüthigste Bürger haben dadurch unsterbliche Ehre und Gedächtniß-Säulen erhalten, weil sie dem einen (von deinen Söhnen) den Dolch ins Herz gestossen haben: der andere hat sich flüchtig davon gemacht, und dienet auf eine niederträchtige Art einem barbarischen König, um denselben gegen sein eigenes Vaterland in Harnisch zu bringen. Siehe, das sind die Güter, die du deinen Kindern hinterlassen hast. Hättest du ihnen die Liebe des Vaterlandes hinterlassen, und ihnen gezeiget, wie sie allen Pracht vermeiden solten, so würden sie noch beglückt unter denen Atheniensern leben.

Pisistrates. Alleine, leben ohne Ehre, in der Dunckelheit?

Solon. Erwirbt man dann die Ehre durch Schand-Thaten? Man muß dieselbe suchen im Krieg gegen die Feinde, in allen bescheidenen Tugenden eines redlichen Bürgers, in einer Verachtung alles dessen, was die Menschen thörigt und weichlich macht. O Pisistrates, die Ehre

ist

ist schön: glückselig sind diejenige, welche solche zu finden wissen! Allein, wie schädlich ist es, wenn man solche suchet, wo sie nicht ist.

Pisistrates. Das Volck aber hatte gar zu viel Freyheit; und ein allzu freyes Volck ist der grausamste von allen Tyrannen.

Solon. Man hätte mir also behülflich seyn sollen, die unbändige Freyheit des Volcks durch Handhabung der Gesetze in gebührenden Schrancken zu halten, nicht aber die Gesetze niederreissen sollen, um das Volck zu tyrannisiren. Du hast es gemacht wie ein Vater, der, um seinen Sohn bescheiden und lehrsam zu machen, ihn verkauffen wolte, damit er sein Leben in der Leibeigenschaft zubringen mögte.

Pisistrates. Die Athenienser aber sind allzu eifersüchtig auf ihre Freyheit.

Solon. Es ist wahr, die Athenienser sind aufs äusserste eifersüchtig auf eine Freyheit, die ihnen gebühret; warest du aber nicht noch mehr eifersüchtig auf eine Tyranney, die dir nicht gebühren konte.

Pisistrates. Ich sahe mit Ungedult, daß die Sophisten und die Redner sich so viel über weise Leute heraus nahmen, und das Volck handthierten, wie es ihnen einfiel.

Solon. Gleichwohl war es besser noch, daß die Sophisten und Redner zuweilen das Volck durch ihre Vorstellungen und durch ihre Beredtsamkeit herum führten, als daß man deswegen sowohl denen guten, als bösen Rathgebern, den Mund stopfete, um das Volck zu unterdrücken, und nur allein deinen eigenen Begierden Gehör

zu geben. Welche Annehmlichkeit aber empfandest du bey einer solchen Macht? Was hattest du für eine reitzende Lust bey deiner Tyranney?

Pisistrates. Sich von aller Welt fürchten zu machen, selbst niemand zu fürchten, und alles thun zu können.

Solon. Unsinniger, du hattest alles zu fürchten; du hast es wohl erfahren, da du von dem Gipfel deines Glückes herunter gestürzet wurdest, und du alle Müh von der Welt hattest, dich wieder aufzurichten. Du spürest es noch an deinen Kindern. Wer hatte das meiste zu fürchten, du, oder die Athenienser? Die Athenienser, welche unter dem Joch der Dienstbarkeit dich verfluchten; oder du, der du dich immer befürchten mustest, verrathen, gestürzet, und als ein gewaltthätiger Thron-Besitzer gestrafet zu werden? Die Furcht war also grösser bey dir, als bey dem Volck, bey dem du dich woltest fürchten machen.

Pisistrates. Ich muß es frey bekennen, die Tyranney gab mir kein wahrhaftes Vergnügen. Aber ich hätte doch nicht das Herz gehabt, mich solcher zu begeben. Ich würde über den Verlust meiner Macht in einen tödtlichen Verdruß gefallen seyn.

Solon. Erkenne also, wie gar schädlich die eigenmächtige Gewalt (a) eines Tyrannen sey, nicht

(a) Im Französischen heissen die Worte: Reconnois donc combien la tyrannie est pernicieuse pour le tyran aussibien que pour le peuple: il n'est point heureux de l'avoir, il est malheureux de la perdre. Man kan im Teutschen nicht sagen: **Er ist nicht glücklich, die Tyranney zu haben** ꝛc.

nicht nur in Ansehung des Volcks, sondern auch in Betrachtung seiner selbst. Er ist nicht glücklich, wann er sie hat, und ist unglücklich, wann er sie verliehret.

Das XII. Gespräch.

Solon und Justinianus.

Richtiger Begrif von denen Gesetzen, wann sie sollen hinlänglich seyn, ein Volck gut und glücklich zu machen.

Justinianus.

NIchts ist mit der Majestät der Römischen Gesetze zu vergleichen. Ihr habt bey denen Griechen den Ruhm eines grosen Gesetzgebers gehabt. Aber wenn ihr unter uns gelebet hättet, so würde eure Ehre sehr dunckel geblieben seyn.

Solon. Warum? würde man mich in eurem Land verachtet haben?

Justinianus. Haben nicht die Römer vieles von denen Griechen genommen, um die Anzahl ihrer Gesetze zu vermehren, und solche vollständiger zu machen.

Solon. Worinn bestunden dann diese Zusätze?

Justinianus. Wir haben unzehlig viel Bewunderungs-würdige Gesetze, die zu verschiedenen Zeiten sind gemacht worden. Ich werde zu immerwährenden Zeiten die Ehre haben, daß ich diesen grosen Vorrath von Gesetzen zusammen in ein Buch gebracht habe.

Solon. Ich habe hier unten öfters den Cicero sagen hören, daß die Gesetze der zwölf Tafeln die vollkommenste gewesen wären, welche die Römer gehabt hätten. Ihr werdet mir erlauben, euch zu sagen, daß diese Gesetze aus Griechenland sind nach Rom gebracht worden, und daß sie vornehmlich von denen Lacedemoniern herkamen.

Justinianus. Sie mögen herkommen seyn, woher ihr wollet: so waren sie doch viel zu einfältig und viel zu kurz, um mit denen unserigen verglichen zu werden, die alles voraus gesehen, alles entschieden, und alles mit unendlichen Abtheilungen ins Reine gebracht haben.

Solon. Ich, für mein Theil, glaubte, daß die Gesetze, wenn sie gut seyn sollen, müsten klar, einfältig, kurz, und so beschaffen seyn, daß sie das Volck, dem sie gegeben werden, leicht verstehen, sie behalten, sie lieben, und ihnen alle Stund und Augenblick nachleben könte.

Justinianus. Aber die einfältige und kurze Geseze dienen nicht, die Wissenschaften und den Verstand der Rechts-Gelehrten zu üben. Sie gehen nicht bis auf den Grund der vorkommenden schönen Fragen.

Solon. Ich hielte vielmehr dafür, daß die Gesetze zu dem Ende gemacht wären, um dergleichen dunckle Fragen zu vermeiden, und bey dem Volck gute Sitten, Ordnung und Frieden zu erhalten. Ihr berichtet mir im Gegentheil, daß sie die Scharffsinnigkeit der Rechts-Gelehrten üben, und Materie zu allerhand Rechts-Händeln geben müsten.

Justinianus. Rom hat grose Rechts-Gelehrten, Sparta aber nur unwissende Soldaten hervor gebracht.

Solon. Ich hätte geglaubt, daß dieses gute Gesetze wären, welche also beschaffen sind, daß man dabey der Rechts-Gelehrten entbehren könte, und daß die Unwissende bey solchen einfältigen und deutlichen Gesetzen in Ruhe und im Frieden leben mögten; ohne daß sie nöthig hätten, über den Sinn der verschiedenen Texten und ihrem Zusammenhang bey denen eitlen Sophisten sich Raths zu erholen. Ich hätte geurtheilt, daß dergleichen Gesetze nicht viel taugten, zu deren Erläuterung so viele Gelehrten vonnöthen wären, welche darinn niemahls mit einander übereinstimmen.

Justinianus. Zu dem Ende aber hab ich meine Sammlung gemacht, daß alles übereinstimmen mögte.

Solon. Tribonianus sagte mir gestern, er hätte solche gemacht.

Justinianus. Das ist wohl wahr; er hat aber solche auf meinen Befehl gemacht. Ein Kayser macht ein solches Werck nicht selbsten.

Solon. Ich habe meines Orts dafür gehalten, da ich regierte, daß auch die vornehmste Sorgfalt eines Regenten darinn bestünde, dem Volck Gesetze zu geben, welche beydes den König und das Volck dahin anweisen, wie sie sollen gerecht, gutartig, und glücklich seyn. Armeen zu commandiren, und Schlachten zu gewinnen, ist nichts in Vergleich der Ehre eines Gesetzgebers. Aber um wieder auf euren Tribonian zu kommen, so hat er nichts weiter gethan, als daß er die Ge-

setze, die zu verschiedenen Zeiten heraus gekommen sind, und die öfters von einander sehr abweichen, zusammen gelesen hat: und ihr habt niemahls ein rechtes vollständiges Corpus Juris gehabt, darinnen die Gesetze zu einerley Endzweck wären gegeben worden, um die Sitten und die ganze Regierung des Volckes darnach einzurichten. Es ist eine Sammlung besonderer Gesetze, um dadurch die Streitigkeiten, welche die Bürger untereinander haben, zu entscheiden. Die Griechen aber haben allein die Ehre, daß sie solche Grund-Gesetze gemacht haben, welche zulänglich sind, ein Volck nach denen Regeln der Weisheit anzuführen, und sowohl seine ganze Staats-Verfassung, als seine ganze Regierungs-Art einzurichten. Was die Menge eurer Gesetze anbetrift, die ihr so sehr erhebet, so macht mich dieses glauben, daß sie entweder nicht gut gewesen sind, oder daß ihr nicht gewust habt, sie in ihrer Einfalt zu erhalten. Um ein Volck wohl zu regieren, müssen wenig Richter und wenig Gesetze seyn. Wenig Menschen sind fähig, Richter abzugeben. Die Menge der Richter verwirren alles. Die Menge der Gesetze ist nicht weniger schädlich; Man verstehet sie nicht mehr, man hält nicht mehr darüber. So bald ihrer so viele sind, gewohnet man sich, dem Schein nach sie zu ehren, und unter allerhand schöne Vorwänd zu übertreten. Der Hochmuth verfasset solche mit einem aufgeblasenen Stolz; der Geitz und andere Affecten machen, daß man sie wieder verachtet. Vermittelst der Spizfindigkeit der Sophisten treibet man damit ein bloses Spiel, dann diese legen

solche aus, wie es ein jeder für sein Geld verlanget. Hieraus entstehet die Rabulisterey (a) ein Ungeheuer, welches darzu scheinet gebohren zu seyn, um das menschliche Geschlecht zu verschlingen. Die Gesetze scheinen mir nur allein in solchen Ländern gut, wo keine Processe statt finden, und wo man durch einfältige und kurze Gesetze allen Fragen zuvor gekommen ist. Ich wolte weder Dispositiones testamentarias, noch Adoptiones, noch Enterbungen, noch Substitutiones, noch Leih, Verkauf, Tausch ꝛc. Ich wolte nur, daß eine jede Familie einen sehr kleinen Bezirck von Land innen haben, daß dieser Bezirck nicht solte können veräussert werden, und daß die Obrigkeit solchen denen Kindern nach dem Tod des Vaters, zufolge des Gesetzes, in gleiche Theile austheilen solte. Im Fall diese Familien zu sehr anwachsen, und das Land ihnen zu klein werden solte, so würde ich einen Theil davon nach einer unbewohnten Insul gebracht haben, um solche durch sie zu bevölckern. Vermittelst dieser kurzen und einfältigen Regel würde ich aller eurer zusammen gestoppelten Gesetzen entbehren können, und ich würde nur darauf bedacht seyn, um die Sitten wohl einzurichten, die Jugend zur Mäßigkeit, zur Arbeit, zur Gedult, zur Verachtung der Weichlichkeit, zur Herzhaftigkeit gegen die Schmerzen und gegen den Tod anzuziehen. Dieses würde besser seyn, als alle die Grillenfängereyen über die Contracte, oder über die Vormundschaften.

(a) La Chicane.

Justinianus. Durch dergleichen magere Gesetze würdet ihr alles, was sinnreiches in der Rechts-Gelahrtheit ist, über einen Hauffen schmeissen.

Solon. Ich halte mehr auf einfältige, harte und wilde Gesetze, als auf künstliche Erfindungen, welche die Ruhe der Menschen stöhren, und ihre Sitten von Grund aus verderben. Niemals hat man so viele Gesetze gesehen, als zu eurer Zeit. Niemals hat man euer Reich so verwöhnt, so weibisch, so verdorben, und so unwürdig, in Ansehung der alten Römer, welche denen Spartanern glichen, gesehen. Ihr selbst seyd nichts anders, als ein Betrüger, ein Gottloser, ein Bösewicht, ein Verstöhrer aller guten Gesetzen, und ein durchgehends hochmüthiger und falscher Mensch gewesen. Euer Tribonian war ebenfalls böse, doppelsinnig und liederlich. Procop hat euch beyden die Larve abgezogen. Was die Gesetze betrift, so sind sie nicht Gesetze, als in so weit sie deutlich verfasset, angenommen, beliebt, folgbar, und von solcher Güte sind, daß sie in der Ausübung das Volck gut und glücklich machen. Ihr habt durch euer stolzes Geschmier niemand gut und glücklich gemacht. Ich schliesse daher, daß man wohl thät, wenn man es verbrennte. Ich sehe, daß ihr euch ärgert. Die Kayserliche Majestät bildet sich ein, sie wär über die Wahrheit. Aber ihr Schatten ist nichts mehr, als ein Schatten, dem man die Wahrheit frey sagen darf. Ich will nichts desto weniger mich von euch weg begeben, um eure erhizte Galle zu besänftigen.

Das

Das XIII. Gespräch.

Democritus und Heraclitus.

Vergleich zwischen dem Democritus und Heraclitus, wo man den Vorzug dem letztern zuerkennet, weil sein Wesen menschlicher ist.

Democritus.

Ich kan mich in keine traurige Philosophie nicht schicken.

Heraclitus. Ich aber mich in keine lustige. Wenn man weise ist, so siehet man nichts in dieser Welt, das einem nicht überzwerg düncket, und das einem nicht mißfällt.

Democritus. Ihr sehet die Sachen von einer allzu verdrießlichen Seiten an, das muß euch wehe thun.

Heraclitus. Ihr seyd dabey allzu aufgeräumt. Euer anzügliches Wesen gibt euch mehr das Ansehen eines Spötters, als eines Philosophen. Seyd ihr dann nicht gerühret, wenn ihr sehet, daß das menschliche Geschlecht so blind, so verdorben und so närrisch ist.

Democritus. Es rühret mich noch vielmehr, daß ich solches so ausschweifend und so lächerlich finde.

Heraclitus. Gleichwohl ist dieses menschliche Geschlecht, darüber ihr lacht, die ganze Welt, mit welcher ihr lebet. Es ist solches die Gesellschaft eurer Freunde, es ist eure Familie, ihr seyd es selbst.

Democritus. Ich bekümmere mich wenig um alle Narren, die ich sehe. Ich halte mich für weise, indem ich ihrer spotte.

Heraclitus. Wenn sie Narren sind, so seyd ihr fürwahr nicht weis, noch gütig, daß ihr sie nicht beklaget, sondern sie noch über ihre Thorheiten aushöhnet. Wer ist euch im übrigen gut dafür, daß ihr nicht eben so ausschweifet, wie sie.

Democritus. Es kan solches nicht seyn, weil ich in allem das Gegentheil dencke, was sie dencken.

Heraclitus. Es gibt Thorheiten von allerhand Gattungen: vielleicht verfallet ihr in andere Abwege, die nicht weniger thörigt sind, als diejenige der andern, die ihr mit so groser Sorgfalt zu vermeiden trachtet.

Democritus. Glaubet davon, was euch gefällt, und weinet auch über mich, wann ihr noch so viel Thränen übrig habt. Ich, für mein Theil, bin zufrieden, über die Thoren zu lachen. Sind solche nicht alle Menschen? Antwortet mir!

Heraclitus. Ach leider! sie sind es nur allzu viel, und das ist dasjenige, was mich betrübet: ihr und ich sind darinn miteinander einig, daß die Menschen nicht der Vernunft folgen. Ich aber, der ich es nicht machen will, wie sie, ich will der Vernunft folgen, welche mich verbindet, sie zu lieben; und diese Neigung macht, daß ich voller Mitleiden ihre Thorheiten betrachte. Hab ich unrecht, daß ich Mitleiden mit meines Gleichen, mit meinen Brüdern, ja was noch mehr, mit demjenigen habe, was gleichsam ein Theil

von

von mir selbsten ist? Wenn ihr in ein Spital kämet, worinn lauter Verwundete lägen, würdet ihr über ihre Wunden lachen? Die Wunden des Leibs sind nichts, in Gegeneinanderhaltung derjenigen des Gemüths; ihr würdet euch über eure Grausamkeit schämen, wenn ihr über einen Unglückseligen, dem man ein Bein abgenommen hat, euer Gespötte triebet: und gleichwohl seyd ihr so unbarmherzig, über die ganze Welt, welche die Vernunft verlohren hat, euch etwas zu gute zu thun.

Democritus. Derjenige, der ein Bein verlohren, ist zu beklagen, weil er sich nicht selbst darum gebracht hat; Derjenige aber, der die Vernunft verliehret, der verliehret solche durch seine eigene Schuld.

Heraclitus. Er ist um so viel mehr darüber zu beklagen. Ein toller unsinniger Mensch, der aus Wuth sich selber die Augen ausrisse, würde noch mehr Mitleiden verdienen, als ein anderer Blinder.

Democritus. Lasset uns mit einander uns vergleichen. Es ist etwas, das uns beyde kan rechtfertigen. Allenthalben findet man Ursach zu lachen und zu weinen. Die Welt ist lächerlich, und ich lache darüber. Sie ist Beweinens-würdig, und ihr weinet darüber. Ein jeder betrachtet solche nach seiner Art und nach seiner Gemüths-Beschaffenheit. Was dabey gewiß ist, das bestehet darinn, daß die Welt überzwerg ist. Um recht zu thun und recht zu dencken, muß man anders thun und dencken, als die grose Menge: sich nach dem Ansehen und dem Exempel der Menschen überhaupt zu richten, ist die Weise der Unsinnigen.

Heraclitus. Alles dieses ist wahr; aber ihr liebet nichts; und eines andern Unglück macht euch eine Ergötzlichkeit. Dieses heisset weder die Menschen, noch die Tugend, die sie verlassen, lieben.

* * * * * * * * * * * * * * * * * *

Das XIV. Gespräch.

Herodotus und Lucianus.

Eine allzu grose Leichtglaubigkeit ist ein Fehler, den man vermeiden soll; gar nichts glauben aber ist noch ein weit ärgeres Ubel.

Herodotus.

Ey guten Tag, Mein Freund! du hast keine Lust mehr zu lachen, du, der du so viele berühmte Leute hast mit einander sprechen machen, wann du sie in Charons Nachen liessest überfahren. Nun bist du selbst auf denen Ufern des Styx angelanget? Du hattest Ursach, dich mit denen Tyrannen, mit denen Schmeichlern, mit denen Bösewichtern aufzuhalten; aber wie steht es um mich?

Lucianus. Wann hab ich mich über dich aufgehalten? du suchst Händel.

Herodotus. In deiner wahrhaften Geschicht, und auch sonst, giebst du meine Erzehlungen für Fabeln aus.

Lucianus. Hab ich Unrecht? Wie viel Sachen hast du nicht niedergeschrieben, welche keinen andern Grund hatten, als die Aussage der Pfaffen,

sen, und anderer Leute, die in allen Sachen nichts als Gheimnüsse und Wunder suchen?

Herodotus. Gottloser! du hattest keine Religion.

Lucianus. Um Leute, die Vernunft haben, eine Uberzeugung von der Religion beyzubringen, darzu gehören reinere und ernstlichere Begriffe, als vom Jupiter und der Venus, vom Mars, vom Apollo, und von andern solchen Göttern. Desto schlimmer für dich, daß du solche Dinge geglaubet hast.

Herodotus. Allein, du verachtest eben sowohl die Philosophie? Nichts wurde von dir für heilig gehalten.

Lucianus. Ich verachtete die Götter, weil sie uns die Poeten als die allerschändlichste Leute abmahleten. Was die Philosophen betrift, so stellten sie sich, als ob sie nichts als die Tugend liebten, in der That aber waren sie voller Laster. Wenn sie aufrichtige wahre Philosophen gewesen wären, so hätte ich sie verehret.

Herodotus. Wie, hast du nicht den Socrates behandelt? Ist es sein Fehler, oder der deinige? Sprich!

Lucianus. Es ist wahr, ich habe mein Gespötte getrieben über die Sachen, die man ihn beschuldigte; allein, ich hab ihn nicht in Ernst verworfen.

Herodotus. Muß man aber mit groben Verläumdungen, zum Nachtheil eines so grosen Mannes, kurzweilen? Jedoch, rede die Wahrheit, dein Absehen war, über alles zu lachen, uod dein Gespötte zu treiben, wie auch das Lä-

cherliche

cherliche in allen Sachen zu zeigen, ohne dich darum zu bekümmern, über etwas dich gründlich vernehmen zu lassen.

Lucianus. Wie! hab ich nicht die Laster wacker durchgestriegelt? Hab ich nicht auf die Grossen losgeblitzet, welche ihrer Hoheit mißbrauchen? Hab ich nicht Himmel-hoch die Verachtung der Reichthümer und Wohllüste erhoben?

Herodotus. Es ist wahr, du hast wohl von der Tugend etwas gesprochen, aber nur um desto mehr die Laster des ganzen menschlichen Geschlechts durchzuziehen; es war dieses mehr eine Reitzung zur Tadelsucht, als ein gründliches Gefühl von der Philosophie. Du lobtest wohl die Tugend, aber du giengest nicht bis zu denen Quellen der Religion und der Philosophie, als ihrem wahren Ursprung.

Lucianus. Du sprichst hier unten mit mehrer Klugheit, als auf deinen Reisen. Aber laßt uns miteinander einen Vergleich treffen. Wohlan! ich glaubte zu wenig, und du zu viel.

Herodotus. Du bist, wie ich sehe, noch immer derselbe. Du treibest mit allem Kurzweil. Wär es nicht Zeit, daß dein Schatten ein wenig mehr Ernsthaftigkeit zeigt?

Lucianus. Ernsthaftigkeit? Ich hab des Dings so viel gesehen, daß ich davon ganz müde bin. Ich war mit Philosophen umgeben, die sich derselben durchaus beflissen, und gleichwohl ohne Redlichkeit, ohne Freundschaft, ohne Mässigkeit, und ohne Scham waren.

Herodotus. Du redest von denen Philosophen deiner Zeit, welche schon in der Abweichung waren: allein ....

Lucianus.

Lucianus. Was woltest du denn, daß ich hätte thun sollen? Solt ich diejenige gesehen haben, die verschiedene Jahrhundert vor meiner Geburt verstorben waren? Ich erinnerte mich nicht, wie Pythagoras, daß ich bey der Belagerung vor Troja gewesen sey. Ein jeder kan nicht ein Euphorbus seyn.

Herodotus. Wieder ein Gespött. Und so sind alle deine Antworten auf die ernstlichste Fragen. Ich wünsche dir zur Strafe, daß die Götter, an welche du nicht hast glauben wollen, dich in den Leib eines Reisenden versetzen mögten, der alle Länder durchstreichen müste, von denen ich die Sachen erzehle, welche du für fabelhaft hältst.

Lucianus. Hernach solte weiter nichts mangeln, als daß ich aus einem Philosophischen Cörper in den andern, nach allen denen Secten, die ich beschrieben habe, herum wandern müste. Auf solche Weise würde ich nach und nach von allen gegentheiligen Meynungen seyn, darüber ich gespottet habe. Dieses würde wohl etwas recht artiges seyn. Allein, du hast Dinge gesagt, die ungefehr eben so wenig zu glauben sind.

Herodotus. Gehe, es ist dir nicht zu rathen: ich aber tröste mich, wann ich gedencke, daß ich mich bey dem Homerus, Socrates, Pythagoras befinde, welche du eben so wenig, als mich, verschonet hast, ja bey dem Plato selbst, von dem du die Kunst der Gespräche gelernet, obgleich du über seine Philosophie dein Gespött getrieben hast.

Das XV. Gespräch.

Socrates und Alcibiades.

Die gröste natürliche Eigenschaften dienen zu nichts, als einen zu beschämen, wenn sie nicht von einer beständigen Liebe zur Tugend unterhalten werden.

Socrates.

Siehe, du bist noch immer angenehm. Wen wirst du wohl in dieser unterirrdischen Gegend zum Beyfall verführen?

Alcibiades. Und siehe, du bist noch immer ein Sitten-Richter des menschlichen Geschlechts. Wen wirst du wohl hier bereden, du, der du immer jemand zu beschwätzen suchst.

Socrates. Ich bin verdrießlich, die Menschen weiter zu bereden, seitdem ich empfunden habe, wie wenig meine Reden darzu sind geschickt gewesen, dich zur Tugend zu bewegen.

Alcibiades. Woltest du, daß ich so arm leben solte, wie du, ohne mich in öffentliche Geschäfte zu mengen?

Socrates. Welches war das beste, entweder gar nicht, damit sich zu vermengen, oder sie zu verwirren, und ein Feind des Vaterlandes zu werden?

Alcibiades. Mir gefiel meine Person doch besser, als die deinige. Ich war schön, prächtig, mit Ehre überhäuft, ud lebte in allen Wohllüsten: ich war dabey ein Schrecken der Lacedemonier und der Persianer. Die Athenienser haben ihre Stadt nicht retten können, als da sie mich zurück riefen. Wenn sie mir geglaubet hätten, so

würde

würde Lysander nicht in den Haven gekommen seyn. Du im Gegentheil warest nichts, als ein armer Mann, heßlich, ungestalt, (a) kahlköpfig, der sein Leben mit Plaudern zubrachte, um die Leute zu tadeln, und alles, was sie thaten, durchzulassen. Aristophanes hat dich auf die Schau-Bühne gebracht; du wurdest für einen bösen Menschen gehalten, und man hat dich tödten lassen.

Socrates. Du packest hier viele Sachen zusammen; Laß uns eine nach der andern betrachten. Du bist schön bewesen, aber beschryen wegen dem schändlichen Gebrauch deiner Schönheit. Die Wohllüste haben deine natürliche gute Eigenschaften verdorben. Du hast deinem Vaterland grose Dienste erwiesen; aber du hast demselben auch viel Übels verursacht. Deine eitle Ehrsucht hat dich verleitet, sowohl das Gute als Böse zu thun. Folglich wächst dir dadurch keine wahrhafte Ehre zu. Die Feinde von Griechenland, welchen du dich überliefert hattest, konten dir nicht trauen, und du kontest ihnen auch nicht trauen. Würdest du nicht dadurch mehr Ehre erworben haben, wenn du arm in deinem Vaterland gelebet, und darinn all dasjenige mit Gedult gelitten hättest, was die Bösen insgemein vornehmen, um die Tugend zu unterdrücken? Es ist besser, ungestalt und weise zu seyn, wie ich, als schön und lasterhaft, wie du. Die einzige Sache, die man mir verweisen konte, ist, daß ich dich zu sehr geliebet habe, und daß ich mich durch ein

(a) Camus heißt eigentlich, mit einer aufgeschürzten Nase.

so leichtsinniges Wesen, als das deinige war, hatte verblenden lassen. Deine Untugenden haben die philosophische Auferziehung geschändet, die dir Socrates gegeben hatte. Siehe, darinn hab ich Unrecht.

Alcibiades. Aber dein Tod zeiget, daß du böse warest.

Socrates. Die Böse waren diejenige, welche die Hermes zerbrochen haben. Ich will lieber den Gift-Tranck zu mir nehmen, um der Wahrheit willen, die ich gelehret, und wodurch ich die Menschen gegen mich aufgebracht habe, weil sie solche nicht vertragen können, als den Tod, wie du, in denen Armen einer Hure finden.

Alcibiadis. Deine Schrauberey ist immer sehr empfindlich.

Socrates. Wie soll man doch einen Menschen ertragen können, der so geschickt war, Gutes zu thun, und der gleichwohl so viel Böses gethan hat? Du komst, und wilst noch immer der Tugend Trotz bieten.

Alcibiades. Wie? ist dann der Schatten des Socrates und die Tugend einerley? Siehe doch, wie du so hochmüthig bist ....

Socrates. Achte den Socrates für nichts, wenn du wilt, ich bins zufrieden. Allein, nachdem du meine Hofnung wegen der Tugend, die ich dir beyzubringen suchte, so sehr betrogen hast, so komme nun nicht über die Philosophie dein Gespött zu halten, und mir deine Thaten zu rühmen. Sie haben einen Schein gehabt, aber keine Regel. Du hast nicht Ursach zu lachen. Der Tod hat dich eben so häßlich mit einer eingebogenen

gebogenen Nasen gemacht, wie mich. Und was bleibet dir von deinen Lustbarkeiten übrig?

Alcibiades. Ach! es ist wahr, ich hab nichts weiter davon, als Schaam und Reue. Aber wo gehest du hin? Warum wilst du mich verlassen?

Socrates. Gehab dich wohl! ich bin dir auf deinen stolzen Reisen nicht nachgefolget, weder in Sicilien, noch nach Sparta, noch in Asien. Es wär also nicht recht, daß du mir in denen Elisäischen Feldern folgen soltest, wo ich mit Solon, Lycurgen, und andern weisen Leuten werde ein ruhiges und glückseliges Leben führen.

Alcibiades. Ach! mein lieber Socrates, soll ich von dir entfernet seyn? Ach! wo werd ich hinkommen?

Socrates. Zu jenen feigen und hochmüthigen Seelen, deren Leben ein stetes Gemengsel war vom Guten und vom Bösen, und die niemahl sich haben entschliessen können, der reinen Tugend sich beständig zu ergeben. Du warest gebohren, um ihr zu folgen; du hast ihr deine Begierden vorgezogen. Nun wird sie dich auch verlassen, und du wirst solches auf ewig bereuen.

Alcibiades. Ach! mein lieber Socrates, du hast mich so sehr geliebet: wilt du dann kein Mitleiden mehr mit mir haben? Du kanst es nicht läugnen, dann du weist es besser, als ein anderer, daß der Grund meines Gemüths gut war!

Socrates. Dieses entschuldiget dich um soviel weniger. Du warest wohl gebohren, und hast übel gelebt. Sowohl meine Freundschaft für dich, als deine gute Natur, dienen nur zu deiner Verdamniß. Ich habe dich der Tugend halben

geliebt; ja, ich habe dich so sehr geliebt, daß mein guter Nahme darunter gelitten hat. Ich habe, aus Liebe zu dir, den ungerechten Verdacht abscheulicher Laster, die ich in allen meinen Lehren verdammt habe, erdulten müssen. Ich habe für dich mein Leben sowohl, als meine Ehre in den Wind geschlagen. Hast du den Feldzug von Potidea vergessen, wo ich mich bey dir beständig aufhielte. Ein Vater kan keine zärtlichere Sorgfalt für seinen Sohn bezeigen, als ich für dich hatte. In allen Kriegs-Handlungen war ich stets dir zur Seiten. Als einmahl die Schlacht gefährlich aussah, wurdest du verwundet; Ich warf mich sogleich über dich hin, um dich mit meinem Leib wie mit einem Schild zu bedecken. Ich rettete dein Leben, deine Freyheit, deine Waffen: durch diese That verdiente ich den Sieges-Cranz. Ich bat aber die Häupter des Kriegs-Heers, dir solchen zu geben. Ich war für nichts eifersüchtig, als für deine Ehre. Wer hätte sich einbilden sollen, daß du noch die Schande deines Vaterlandes und die Quelle von allen dessen Unglückseligkeiten werden würdest.

Alcibiades. Ich bilde mir ein, mein lieber Socrates, du werdest auch die andre Begebenheit nicht vergessen haben, da du dich, nachdem unsere Völcker geschlagen waren, zu Fuß mit vieler Müh zurück zogest, und da ich mich, weil ich zu Pferd war, aufhielt, um den auf dich eindringenden Feind zurück zu treiben, der dich sonst würde in Staub geleget haben. Laßt uns also eines mit dem andern vergüten.

Socrates. Ich bins zufrieden. Wenn ich von demjenigen, was ich vor dich gethan habe, Erwehnung thu, so geschiehet es nicht, um dir solches vorzuwerfen, sondern nur, um dir zu zeigen, wie viel ich mir es habe kosten lassen, dich zum Guten zu bringen, und wie übel alle meine Müh bey dir angewendet war.

Alcibiades. Du hast doch nichts auf meine Jugend zu sagen. Ich bin oft von deinen Unterweisungen dermassen gerühret worden, daß mir darüber die Thränen sind aus denen Augen gedrungen. Wenn ich zuweilen durch die Gesellschaften, die mich verführten, von dir abgerissen wurde, so liefest du mir nach, wie ein Herr hinter seinem flüchtigen Sclaven. Niemahl hab ich mich erkühnet, dir zu widerstehen. Ich hörte nur dich allein. Ich fürchtete nichts, als dir zu mißfallen. Es ist wahr, daß ich einmahl eine Wettung traf, dem Hipponicus eine Maulschelle zu geben; ich gab sie ihm auch; hernach aber bat ich ihn um Verzeihung, und entkleidete mich vor ihm, daß er mich mit Ruthen streichen solte. Er vergab mir aber, weil er sah, daß ich ihn nur aus Leichtsinnigkeit und aus einem kurzweilenden aufgeräumtem Wesen, welches mir natürlich war, beleidiget hatte.

Socrates. Damahlen fehltest du nur als ein junger Gecke; aber nach der Hand begiengest du die Verbrechen eines Bösewichts, der nach keinen Göttern fragte, der sein Gespötte mit der Tugend und der Aufrichtigkeit trieb, der sein Vaterland in die Asche legte, um seine Herrschsucht zu vergnügen, der die ungezäumteste Sit-

ten zu allen fremden Völckern brachte. Geh, du machst mir Abscheu und Mitleiden. Du warest geschaffen, um gut zu seyn, du hast aber wollen böse seyn. Ich kan mich darüber nicht trösten. Laßt uns scheiden. Die drey Richter werden dir dein Urtheil sprechen. Wir beyde aber können allhier keine fernere Vereinigung mehr zusammen haben.

Das XVI. Gespräch.

Socrates und Alcibiades.

Ein gutes Regiment ist dasjenige, worinn die Bürger in der Hochachtung für die Gesetze, und in der Liebe für das Vaterland, und für das menschliche Geschlecht, welches das grose Vaterland ausmacht, erhalten werden.

Socrates.

Sehet da, nun seyd ihr endlich auf Unkosten von euch, und andern, die ihr betrogen habt, klug worden. Ihr könnet den würdigen Helden von einer zweyten Odissee abgeben; dann ihr habt die Sitten von mehr Völckern auf euren Reisen gesehen, als Ulysses auf denen seinigen.

Alcibiades. Die Erfahrung mangelt mir nicht sowohl, als die Weisheit. Allein, ob ihr gleich nur mit mir spottet, so könnet ihr doch nicht läugnen, daß ein Mensch nicht vieles lernen solte, wann er reiset, und die Sitten so vielerley

lerley Völcker mit Aufmercksamkeit zu betrachten sucht.

Socrates. Es ist wohl so, daß eine dergleichen Aufmercksamkeit, wenn sie an Ort und Stelle ist, unsere Einsicht kan vermehren helfen. Aber hierzu gehöret ein rechter Weltweiser; Ein Mensch von einem gelassenen und nachdenckenden Geist, der nicht, wie ihr, von der Ehrsucht und der Wohllust sich beherrschen lässet; Ein Mensch, ohne heftige Leidenschaften, und ohne Vorurtheil, der nur allein darauf das Augenmerck richtet, um das, was ein jedes Volck Gutes hat, zu entdecken, und wie weit einem jeden Land seine Gesetze sind schädlich oder nützlich gewesen. Ein solcher Weltweiser würde bey seiner Zurückkunft ein vortreflicher Gesetzgeber seyn; Aber ihr seyd niemahl ein solcher Mensch gewesen, der sich darzu geschickt hätte, Gesetze zu geben: ihr waret nur allein geschickt, alles übern Hauffen zu stossen. Kaum hattet ihr eure kindische Jugend zurück geleget, so rieth ihr eurem Vetter Pericles, einen Krieg anzufangen, damit er nicht dürfte Rechnung geben, wie er mit denen gemeinen Gefällen Haus gehalten hätte. Ja ich glaube, daß ihr auch nach eurem Tod noch einen gefährlichen Wächter für die Gesetze abgeben soltet.

Alcibiades. Lasset diese Sachen ruhen, ich bitte euch. Der Fluß der Vergessenheit muß alle unsere Fehler auslöschen. Lasset uns von denen Sitten der Völcker reden: Ich habe durchgehends nur blose Gewohnheiten, und sehr wenig Gesetze gefunden. Alle Barbaren richten sich nur nach dem Gebrauch und dem Exempel ihrer Vä-

ter. Die Persianer selbst, deren Sitten man zu denen Zeiten des Cyrus so hoch erhoben hatte, zeigen nicht die geringste Spuren mehr von dieser Tugend. Ihre Tapferkeit und ihr prächtiges Wesen entdeckt zwar noch eine zimlich gute Eigenschaft; allein sie ist durch ihre Wohllüste und durch ihren groben Stolz verdorben worden. Ihre Könige, die sich wie die Götzen verehren lassen, können weder ehrliche Leute seyn, noch die Wahrheit erkennen. Die Menschlichkeit kan eine so ungemessene Gewalt, wie die ihrige ist, nicht ertragen; Sie bilden sich ein, alles sey vor sich gemacht: sie treiben mit anderer Leute Güter, Ehre und Leben ein bloses Spiel. Nichts ist barbarischer, als eine solche Regierungs-Art, dann da gilt kein Gesetz, und der Wille eines einzigen Menschen, dessen sämtlichen Begierden man zu schmeicheln sucht, ist sein einziges Gesetz. (a)

Socrates.

(a) Wir können hier nicht unterlassen, die grose Menschen-Liebe des Herrn von Fenelons zu bewundern, wodurch er wohl mit Recht den Nahmen eines **Advocatens des menschlichen Geschlechts** verdienet hatte. Er redet hier von Persien, und zeigt seinem Prinzen in diesem entfernten Lande, was er dermahleins in seinem eignen zu vermeiden habe. Nirgendwo wird der Despotismus unter Christlichen Staaten weiter getrieben, als eben in Franckreich; die aus etliche hundert tausend Mann bestehende Truppen, welche der König beständig unterhält, machen ihn zum Meister seines Volcks, wo er für alle Ursachen seiner Handlungen nichts anders anführen darf, als Tel est nôtre plaisir. Die Clerisey hegt diesen Despotismum gern, weil sie den ihrigen mit darunter exerciren darf. Und also sind

sie

Socrates. Dieses Land schickte sich also nicht für ein so freyes und verwegenes Gemüth, wie das eurige ist. Findet ihr aber im Gegentheil nicht, daß die Freyheit von Athen auf eine andere Art gefährlich ist?

Alcibiades. Sparta gefällt mir am besten.

Socrates. Düncket euch die Leibeigenschaft der Jlloten nicht etwas hartes und unmenschliches? Steiget einmahl beherzt bis zu denen Quellen hinauf. Lasset eure Vorurtheile schwinden; Bekennet, daß hierin die Griechen selbst ein wenig Barbarisch sind? Ist es einem Theil der Menschen erlaubt, den andern wie das Vieh, welches nur zum Lasttragen gebohren ist, zu tractiren?

Alcibiades. Warum nicht? wann solches ein bezwungenes Volck ist.

Socrates. Ein bezwungenes Volck ist allzeit ein Volck; das Recht der Eroberung ist ein Recht, das weniger Grund hat, als das Recht der Menschlichkeit. Was man Eroberung heisset, ist der höchste Greuel der Tyrannen, und ein Abscheu des menschlichen Geschlechts; Es sey denn, daß der Eroberer durch einen gerechten Krieg

 seine

sie mit dem Fürsten einig, das Volck zu beherrschen und zu unterdrücken. Ganz Europa ließ sich darauf von denen Französischen Moden anstecken: Man äfte denen Französischen Sitten nach: man sprach, man dachte, man lebte Französisch, wenn man anders artig seyn wolte. Nun sehen wir, was für Vortheile wir uns damit zugezogen haben. Wir werden nun auch auf Französisch gezüchtiget, und, wo es der Himmel nicht verhindert, auch auf Französisch beherrschet werden.

seine Eroberungen gemacht hätte, (a) und daß dadurch das überwundene Volck durch gute Gesetze wär glücklich gemacht worden. Es ist also denen Lacedemoniern mit nichten erlaubet, daß sie denen Illoten, welche so wohl Menschen sind, wie sie auch, so unmenschlich begegnen. Ist dieses nicht eine abscheuliche Barbarey, daß ein Volck mit des andern Leben nur sein Spiel treibt, und also sein Leben und seine Ruhe für nichts achtet? So wie das Haupt einer Familie sich niemahls wegen der Gröse seines Hauses so viel heraus nehmen soll, um deswegen die allgemeine Ruh eines ganzen Volckes zu stöhren, als von welchem er und seine Familie nur einen Theil ausmachen; Eben so unvernünftig, wild und abscheulich ist es auch, wenn das Haupt eines Volcks darinn eine Grund-verderbliche Ehre sucht, seine Gewalt so weit auszudehnen, daß dadurch die Ruh und die Freyheit anderer benachbarten Völcker gestöhret wird. Ein Volck ist nicht minder ein Mitglied des menschlichen Geschlechts überhaupt, welches die allgemeine Gesellschaft ausmacht, als eine Familie das Mitglied ist eines Volcks insbesondere. Ein jeder ist dem menschlichen Geschlecht, welche das grose Vaterland ausmacht,

(a) Dieses: **Es sey dann**/ war hier nöthig, um den Herrn von Fenelon für sein gut Teutsches Herz, damit er so gern die Wahrheit sagte, nicht in Ungnade zu stürzen, denn wo hat man doch seit langer Zeit mehr von dem Droit des Conquetes reden hören, als in Franckreich? und wo hat man doch jemahls weniger Gründe gefunden, dieses sogenante Recht zu vertheidigen?

ausmacht, ungleich mehr, als dem Vaterland, worinnen er gebohren ist, verbunden. Es ist demnach unendlich schädlicher, wenn man die Gerechtigkeit, in Ansehung eines Volcks gegen das andere, als wenn eine Familie solche gegen die andere, in Ansehung seiner Republic, verletzet. Die Empfindung der Menschlichkeit aufgeben, ist nicht allein ein Fehler wider die Wohlanständigkeit der Sitten, und ein ganz Barbarisches Thun, sondern es ist auch das wildeste Beginnen der allerruchlosesten Räuber und bestialischsten Menschen: Ja, was sag ich, Menschen? sie sind nur Menschen-Fresser.

Alcibiades. Ihr erzürnet euch! Mich dünckt, ihr seyd von besserem Laun gewesen, als ihr noch in der Welt waret; Eure beissende Ironien hatten etwas, das viel aufgeräumter war.

Socrates. Ich kan nicht wohl über solche ernstliche Dinge aufgeräumt seyn. Die Lacedemonier haben alle friedsame Künsten verlassen, um sich nur allein diejenige, die zum Krieg gehören, noch beyzubehalten. Wie aber der Krieg das gröste Ubel ist, so wissen sie nicht, was sie mit dem Ubel machen sollen; Sie dencken immer darauf, alles, was nicht auf das Verderben des menschlichen Geschlechts gehet, und zur brutalen Ehre einer Hand-voll Menschen, welche man Spartaner nennet, dienen kan, das düncket ihnen verächtlich. Andere Menschen müssen für sie das Feld bauen, um sie zu nähren, mittlerweile sie daraus ihr Werck machen, die Länder ihrer Nachbarn zu verheeren. Sie sind nicht darum mäßig und streng gegen sich selbst, um ge-

recht und leutselig gegen andre zu seyn; Nein, sie sind vielmehr hart und wild gegen alles, was nicht mit zu ihrem Vaterland gehöret, gleich als ob die menschliche Natur nicht mehr ihr Vaterland ausmachte, als Sparta. Der Krieg ist ein Ubel, so dem ganzen menschlichen Geschlecht Schande macht. Wenn man alle Geschichten in eine ewige Vergessenheit vergraben könte, so solte man unsern Nachkommen dieses verborgen halten, daß es Menschen gegeben habe, welche so grausam gewesen wären, andere Menschen zu tödten. Alle Kriege sind bürgerliche Kriege, dann es ist allezeit der Mensch, der sein eigen Blut vergiesset, und in seine eigene Eingeweyde raset; Je mehr der Krieg sich ausbreitet, desto jämmerlicher pflegt er zu werden. Ein Krieg, der also unter ganzen Völckern entstehet, ist noch schlimmer, als derjenige, der sich unter einzelen Familien äussert, welche nur ein Volck beunruhigen. Der Krieg ist demnach nicht erlaubt, als in solchen Fällen, wo man darzu gezwungen wird, in dem äussersten Nothfall, um sich wider die Gewalt eines Feindes zu vertheidigen. Wie hat doch Lycurg keinen Abscheu getragen, einem Volck, das so müßig und so schwach, in Ansehung aller angenehmen und unschuldigen Beschäftigungen des Friedens war, keine andere Ubungen des Verstandes anzuweisen, als wie sie durch Krieg der Menschlichkeit schädlich seyn solten.

Alcibiades. Eure Gall hat Ursach, sich zu entzünden; soltet ihr aber ein Volck mehr lieben, welches, wie die Athenienser, nur allein auf solche Künste bedacht war, welche zur Beförderung der

äussersten Wohllust dienen. Es ist viel besser, man dultet solche rauhe Gemüther, wie die Lacedemonier.

Socrates. Ihr habt euch fürwahr sehr geändert. Ihr seyd nicht mehr der so sehr beschriene Mensch. Die Ufer des Styx machen doch schöne Veränderungen; vielleicht aber sprecht ihr nur also aus Höflichkeit; dann ihr seyd doch in eurem ganzen Leben, in Ansehung eurer Sitten, ein Protheus gewesen. Dem sey aber, wie ihm wolle, so bekenne ich doch, daß ein Volck, welches durch seine gefährliche Sitten andere Völcker zum Stolz, zur Wohllust, zur Ungerechtigkeit, und zum Betrug verleitet, noch viel übler thut, als dasjenige, das keine andere Beschäftigung und keine andere Verdienste hat, als daß es Blut vergiesset; dann die Tugend ist noch viel kostbarer, als das Leben. Lycurg ist also zu loben, daß er aus seiner Republic alle diejenige Künste verbannet hat, die zu nichts, als zum unnützen Pracht und zur Uppigkeit dienen; Aber er ist nicht zu entschuldigen, daß er zugleich auch den Acker-Bau, nebst denen andern nöthigen Künsten, die zu einem einfältigen und mäßigen Leben erfordert werden, mit aufgehoben hat. Ist es nicht eine Schande, daß ein Volck sich nicht selbst genug ist, und daß es noch andrer Völcker bedarf, die, um solches zu nähren, dem Feld-Bau abwarten müssen?

Alcibiades. Wohl dann, ich lasse mich hierinn weisen: liebet ihr aber nicht mehr die rauhe Zucht der Spartaner, und den unverletzbaren Gehorsam, womit die Jugend dem Alter unterwor-

fen

fen ist, als die frech-ausgelassene Wissenschaft zu Athen?

Socrates. Ein Volck, welches durch eine allzuweit ausschweifende Freyheit ist verdorben worden, ist noch weit unerträglicher, als alle Tyrannen, denn es ist kein Herr so übermüthig, als ein Volck, welches sich gegen die Gesetze empöret. Man muß demnach hier das Mittel treffen: dieses Mittel bestehet darinn, daß ein Volck geschriebene Gesetze hat, welche jederzeit von dem ganzen Volck müssen heilig gehalten werden: solche müssen über alles seyn. Diejenige, welche regieren, müssen ihre Macht und ihr Ansehen nur von ihnen alleine haben; sie müssen die Gewalt haben, alles zum Besten des gemeinen Wesens, nach Anleitung der Gesetzen zu thun; Hingegen müssen sie darwider nichts thun können, um etwas Böses zu stiften: Sehet hier, was die Menschen, wann sie nicht blind, und sich selber feind wären, zu ihrer allgemeinen Glückseligkeit thun würden: Allein, so werfen einige, wie die Athenienser, die Gesetze übern Hauffen; aus Furcht, der Magistrat mögte sich zu viel heraus nehmen, indem er die Gesetze muß zu handhaben suchen; andere aber, wie die Persianer, verehren die Gesetze mit einer aberglaubischen Art, und werden dadurch von denenjenigen zu Sclaven gemacht, welche die Gesetze geben; dergestalt, daß sie nur alleine nach eigenem Gutdüncken herrschen, und kein wirckliches Gesetz mehr gilt, als ihr eigenmächtiger Wille. Beyde entfernen sich also von dem Zweck, nemlich von derjenigen Freyheit, welche durch die einzige Macht

der Gesetze beschräncket wird, und welche diejenige, die regieren, nur allein solten zu erhalten trachten. Wer regieret, soll am allermeisten dem Gesetz unterworfen seyn. Die Trennung seiner Person von dem Gesetz ist so viel, als nichts. Er ist nur in so weit Verehrungs-würdig, als er selbst, ohne Eigennutz und ohne Affecten, ein lebendiges Muster von demjenigen Gesetze darstellet, welches denen Menschen zum Besten gegeben ist. (*) Urtheilet hieraus, wie die Griechen, welche die Barbaren so sehr zu verachten pflegen, selbst noch Barbaren sind. Der Peloponesische Krieg, wo die ehrsüchtige Eifersucht dieser beyden Republicken alles in Asch und Graus verkehret hat, ist davon noch eine jämmerliche Probe. Ihr selbst, der ihr hier also redet, habt ihr nicht bald der traurigen

(*) Bewundere doch hier, Mein Leser, mit mir, die edele Freymüthigkeit eines Scribentens unter der aller absolutesten Gewalt. Könte er die Rechte der Menschlichkeit besser vertheidigen, wenn er auch in dem allerfreyesten Staat der Welt gelebet hätte? Allein, wer sein Glück (wie man solches Wahn-Gespenst zu nennen pflegt) bey denen Höfen machen kan, der verkauffet dafür seine Ehre, seine Freyheit, seine Seele, ja sein ganzes Vaterland. Da mag der Fürst machen alles, was er will. Da gelten mehr keine Gesetze. Die Eigenwilligkeit dessen, der die Macht in Händen hat, ist das Gesetz: da werden die Regenten zu Tyrannen der Völcker, zum Fluch der Erden, und zu Peitschen des menschlichen Geschlechts. Predige doch noch ein wenig, erhabener Geist des würdigsten Prälatens, den Franckreich je gehabt; Allein, du predigest tauben Ohren; und bey dem Geräusch der Waffen höret man dich gar nicht.

traurigen und unversöhnlichen Ehrsucht der Lacedemonier, und bald wiederum denen hochmüthigen Eitelkeiten und Lustbarkeiten der Athenienser zu schmeicheln gesucht? Athen hat mit weniger Gewalt mehr Thaten gethan, und hat lange Zeit über ganz Griechenland triumphiret; Endlich aber muste es auf einmahl unten liegen, weil die despotische Gewalt des Volcks eine närrische und blinde Gewalt ist, die sich wider sich selber empöret, und die nicht eigenmächtig wider die Gesetze angehet, als um sie gänzlich niederzureissen.

Alcibiades. Ich sehe wohl, daß Avitus nicht Unrecht hatte, dir ein wenig Schierling zuzubereiten, und daß man deine Politic noch mehr zu fürchten hatte, als deine Religion.

Das XVII. Gespräch.

Socrates, Alcibiades, und Timon.

Wie man sowohl die Misantropie, als die verdorbene Sitten des Alcibiades vermeiden soll.

Alcibiades.

Ich bin verwundert, mein lieber Socrates, daß ihr so starck zur Misantropie geneigt seyd, womit man sonst die Kinder kan fürchten machen.

Socrates.

Socrates. Ich muß mich vielmehr darüber verwundern, daß sie mit mir sich so zahm machet.

Timon. Man beschuldiget mich, daß ich die Menschen hasse, und ich bin es auch nicht in Abrede. Man darf sie nur recht ansehen, so wird man bald urtheilen können, ob ich Unrecht habe. das menschliche Geschlecht hassen, ist so viel, als ein böses Thier hassen; eine Menge Narren, Schelmen, Schmeichler, Verräther, und Undanckbare.

Alcibiades. Sehet da, ein schönes Wörter-Buch von Schelt-Worten. Allein, ist es dann besser, ein wilder, verdrießlicher, störrischer und zänckischer Mann zu seyn. Ich für mein Theil finde an denen Thoren etwas, das mir kurzweilig scheinet; verständige Leute aber geben mir ein Vergnügen. Ich suche mich ihnen hinwiederum gefällig zu machen, und ich schicke mich in alles, damit ich in dem Umgang angenehm seyn möge.

Timon. Ich schicke mich im Gegentheil in nichts; alles mißfällt mir, alles ist falsch und unerträglich; alles verdriest mich, und macht mir das Herze dick. Ihr seyd ein Protheus, der allerley Gestalten annimmt, und eigentlich keine recht zu halten weiß. Diese Verwandlungen, die euch nichts kosten, zeigen ein Gemüth, welches keine Grund-Sätze von Gerechtigkeit und Wahrheit zeiget. Die Tugend ist bey euch nichts anders, als ein schöner Nahme. Ihr seyd keiner einzigen recht zugethan. Was ihr zu Athen gut heisset, das verwerft ihr zu Lacedemon. In Griechenland seyd ihr ein Griech. In Asien ein Persianer; weder die Götter, noch die Gesetze,

 noch

noch das Vaterland halten euch zurück. Ihr habt nur eine Neigung, und diese bestehet darinn, daß ihr sucht zu gefallen, zu verblenden, zu herrschen, euch denen Wohllüsten zu ergeben, und alle Stände zu verwirren. O Himmel! solte man noch einen solchen Menschen auf Erden dulten? solten andre Menschen sich nicht schämen, solchen noch zu bewundern? Alcibiades wird von denen Menschen geliebt, der doch mit ihnen nur sein Spielwerck treibet, und sie durch seine Laster in so viele Unglückseligkeit stürzet. Ich, für mein Theil, hasse den Alcibiades, und alle die, so närrisch sind, ihn zu lieben, und es solte mir leid seyn, wenn ich von ihnen solte geliebet werden: dann sie können nichts, als was böse ist, lieben.

Alcibiades. Dieses ist eine sehr höfliche Erklärung. Ich nehm euch gleichwohl solche nicht übel. Ihr setzet mich fornen an die Spitze des ganzen menschlichen Geschlechts, und erweiset mir viel Ehre. Meine Parthey ist stärcker, als die eurige. Aber ihr habt guten Muth, und fürchtet euch nicht allein gegen viele zu stehen.

Timon. Ich würde einen Abscheu haben, nicht allein zu seyn, wann ich sehe, wie viel Niederträchtigkeit, Laster, Leichtsinnigkeit, Verderben und Untreu bey allen Menschen ist, welche auf Erden wohnen.

Alcibiades. Nehmet ihr dann keinen einzigen aus?

Timon. Nein, nein, keinen einzigen, und euch weniger noch, als einen andern.

Alcibiades. Wie, euch auch selbsten nicht? wie hasset ihr euch dann auch?

Timon.

Timon. Ja, ich hasse mich öfters, wann ich mich über einer Schwachheit antreffe.

Alcibiades. Ihr thut ganz wohl, und ihr habt nur darinn Unrecht, daß ihr solches nicht immer thut. Dann was ist wohl Hassens-würdiger, als ein Mensch, der vergessen hat, daß er ein Mensch ist; der seine eigene Natur hasset, der nichts betrachtet, als mit einem Abscheu und mit einer wilden Melancolie, die alles zu Gifte macht, und der sich aller menschlichen Gesellschaft begiebt, ohneracht die Menschen darzu gebohren sind, daß sie sollen gesellig seyn.

Timon. Gebt mir aber auch solche Menschen, welche einfältig, redlich, und mit Liebe zur Gerechtigkeit erfüllet sind, ich werde sie lieben, ich werde sie niemahls nicht verlassen, ich werde sie verehren, nicht anders, wie die Götter, die auf Erden wohnen. So lang ihr aber mir nur solche Menschen anweiset, die nicht Menschen, sondern schlaue Füchse und grausame Tieger-Thiere sind, die nur das Gesicht, den Leib und die Stimme von einem Menschen, wie die Sirenen, inwendig aber das Herz von einem Ungeheuer heegen, so lang wird mich die Menschlichkeit selbst dahin bewegen, sie zu verfluchen, und zu meiden.

Alcibiades. So müsset ihr dann euch eigene Menschen machen lassen. Ist es nicht besser, sich in die Menschen zu schicken, wie sie sind, an statt sie zu hassen, bis sie sich nach uns richten? Mit einem so eigensinnigen Wesen bringet man sein Leben in lauter Verdruß und Traurigkeit zu, man wird veracht, verspott, verlassen, und man geniesset nicht die geringste Lust. Was mich betrift, so

richt ich mich gern nach der Gewohnheit, und nach denen Einbildungen eines jeden Volcks. Ich mache mich allenthalben lustig, und mach aus denen Menschen alles, was ich will. Die Philosophie, welche auf nichts hinaus läuft, als den Philosophen zu einer Nacht-Eule zu machen, hat wahrhaftig einen schlechten Nutzen. In dieser Welt gilt nur eine Philosophie, die fein auf der Erden bleibt. Man gewinnet ehrliche Leute durch die Beweg-Gründe der Tugend, die Wohllüstige durch Kurzweil, und die Schelmen durch das Geld. Dieses ist die einzige wahre und gründliche Wissenschaft dieses Lebens: alles übrige sind blose Einbildungen, die von einer schwarzen Galle herrühren, und die man mit ein wenig Niese-Wurz solte zu reinigen suchen.

Timon. Wer so spricht, wirft alle Tugend mit einmal übern Hauffen, und macht die gute Sitten lächerlich. In einer wohl eingerichteten Republic würde man einen solchen bösen ansteckenden Menschen nicht leiden; Aber ach! wo findet man in der Welt eine solche Republick? O mein lieber Socrates, wann werden wir die eurige sehen? Morgen. Ja, Morgen; ich würde mich dahin verfügen, so bald sie ihren Anfang genommen hätte; Allein, ich wolte, wir giengen weit von allen bekandten Ländern, um eine solche glückselige Colonie von reinen Weltweisen in der Atlantischen Insul aufzurichten.

Alcibiades. Ey, ihr bedenckt es nicht, ihr würdet euch selbst mit dahin bringen. Ihr müstet zuvor mit euch selbst einig werden, weil

ihr,

ihr, wie ihr sagt, mit euch selbst so oft uneinig seyd.

Timon. Ihr habt gut darüber spotten; nichts ist ernsthafter. Ja, ich behaupte es, daß ich mich öfters selber hasse, und daß ich Ursach habe, mich zu hassen; Wann ich mich durch die Wohllüste so weit verzärtelt finde, die Laster der Menschen zu ertragen, und mich ihnen gefällig zu erweisen. Wann sich in mir der Eigennutz, die Wohllust, und die Empfindung für eine eitle Ehre unter denen thörigten und bösen Menschen reget; so find ich, daß ich ihnen bey nahe gleiche; Ich mache mir meinen Proceß, ich habe einen Abscheu für mir, und ich bin mir unerträglich.

Alcibiades. Wer söhnet euch hernach wieder mit euch aus? Thut ihr solches mit euch allein, ohne Schieds-Richter?

Timon. Wann ich mich selbst bestrafet habe, so suche ich mich zu bessern, und meide das Böse.

Alcibiades. Es finden sich also verschiedene Leute in euch. Ein verdorbener Mensch, der sich durch böse Exempel hat verführen lassen; Ein Zweyter, der den Ersten darüber ausschilt; Ein Dritter, der sie wieder miteinander versöhnet, indem er denjenigen bessert, der sich hat verführen lassen.

Timon. Spottet, so lang ihr wolt; bey euch ist die Gesellschaft nicht so starck: dann es findet sich in eurem Herzen nur ein einziger Mensch, der allzeit sich schmieget, und leichtfertig ist, der sich auf hunderterley Art verstellet, um allezeit gleich durch das Böse auszuüben.

Alcibiades. Seyd ihr dann nur allein derjenize auf Erden, der gut ist? Ja, ihr seyd solches nur abwechselend und zu gewissen Zeiten.

Timon. Nein, ich kenne nichts guts, noch das würdig wäre, geliebt zu werden.

Alcibiades. Wenn ihr nichts gutes kennet, nichts, welches euch nicht verdrieset, sowohl bey andern, als in euch selbst; Wenn das ganze Leben euch mißfällt, so soltet ihr euch davon los machen, und von einer so bösen Gesellschaft Abschied nehmen. Wer wolte doch leben, um über alles sich zu ärgern, und von Morgen bis den Abend auf alles zu schelten? Wisset ihr nicht, daß zu Athen kein Mangel an glatten Stricken und an hohen Felsen ist?

Timon. Ich würde mich gereitzet finden, dasjenige zu thun, was ihr sagt, wenn ich nicht fürchten müste, dadurch so vielen Menschen eine Freude zu machen, die es nicht werth sind, daß ich ihnen solche mache.

Alcibiades. Solte euch aber keine einzige Person leid thun, solche zu verlassen? Wie! keine einzige Person ohne Ausnahme? Bedencket euch wohl, was ihr mir wollet antworten.

Timon. Es solte mir ein wenig leid thun, vom Socrates zu scheiden; allein ....

Alcibiades. Ey, wisset ihr nicht, daß er auch ein Mensch ist?

Timon. Nein, ich weiß es nicht gewiß; ich zweifle zuweilen noch daran; dann er gleichet andern sehr wenig. Er scheinet mir ohne Verstellung, ohne Eigennutz, ohne Ehrsucht. Ich finde denselben gerecht, aufrichtig, und sich immer

gleich. Wenn in der Welt zehen solche Menschen wären, wie er, so glaub ich wahrhaftig, ich würde mich wieder mit der Menschlichkeit aussöhnen.

Alcibiades. Wohlan, so glaubt es nur. Fraget ihn, ob die Vernunft erlaubet, ein solcher Misantrope zu seyn, wie ihr.

Timon. Ich will solches; wiewohl er mir noch jederzeit ein wenig allzu leicht und zu gesellig gewesen. Ich fürchte mich nicht, seinem Rath zu folgen. O mein werthester Socrates! wann ich die Menschen sehe, und werfe hernach die Augen auf euch, so bin ich schier bewegt, zu glauben, daß ihr die Minerva seyd, welche unter der Gestalt eines Menschen gekommen ist, ihre Stadt zu belehren. Sprecht, aber aus eurem Herzen: rathet ihr mir, mich wieder mit denen Menschen einzulassen, welche so vergiftet, so böse, so blind, und so betrügerisch sind?

Socrates. Nein; Ich werde euch nimmermehr rathen, euch wieder in die Versammlungen des Volcks, noch in ihre Lust-Feste, die voller Leichtfertigkeit sind, noch in sonst eine Gesellschaft, die aus einer grosen Menge Leute bestehet, zu wagen; dann die Menge ist allezeit mit Lastern angefüllt. Ein stilles und ehrbares Leben, wo man weder von denen Begierden der Menschen, noch von seinen eigenen hingerissen wird, ist der einzige Stand, der sich für einen wahren Weisen schicket. Allein, man muß deßwegen doch die Menschen lieben, und ihnen auch Gutes erweisen, ohneracht aller ihrer Gebrechen. Man muß von ihnen nichts als Undanckbarkeit erwarten,

und ihnen dienen ohne Absicht auf seinen eigenen Nutzen. Mitten unter ihnen zu leben, um sie zu verblenden, und um dasjenige von ihnen zu erlangen, was zur Befriedigung unserer Begierden dienet, heisset so viel, als einen recht bösen Menschen abgeben, und alle, die Unglückseligkeit sich zuziehen, die man verdienet. Aber sich still und eingezogen halten, und doch nichts desto weniger bereit seyn, sie zu belehren, und gewissen Leuten zu dienen; Dieses ist die Eigenschaft einer wohlthätigen Gottheit auf Erden. Die Ehrsucht des Alcibiades ist böse; allein euer Menschen-Haß ist die Würckung einer schwachen Tugend, welche mit einer verdrießlichen Gemüths-Art vermenget ist. Ihr seyd mehr rauh, als eingezogen. Euer störrische Tugend ist zu ungedultig, die Laster zu ertragen. Es ist solches eine Eigenliebe, welche darüber auffähret, weil sie andre nicht dahin bringen kan, wohin sie solche bringen will. Die Menschen-Liebe ist im Gegentheil eine sanftmüthige, gedultige und uneigennützige Tugend, welche das Böse erträget, ohne dasselbe zu billigen; Sie erwartet die Menschen; sie siehet nicht auf ihren eigenen Wohlgefallen, noch auf ihre eigene Bequemlichkeit; Sie bedienet sich der Erkäntniß ihrer eigenen Schwachheit, um diejenige eines andern zu ertragen; Sie lässet sich niemahls von denen betrügerischen und undanckbaren Menschen hintergehen, dann sie hoffet und verlanget nichts von ihnen aus Absicht eines eigenen Vortheils; Sie muthet ihnen nichts zu, als was zu ihrem wahren Besten gereichet; Sie ermüdet nicht in dieser uneigennützigen Güte; Sie

ahmet denen Göttern nach, welche denen Menschen das Leben gegeben haben, ohne daß sie ihres Weyhrauchs und ihrer Opfer bedürfen.

Timon. Ich hasse aber die Menschen, nicht aus einem Trieb, der unmenschlich ist; ich hasse sie nur wieder meinen Willen, und weil sie Hassens-würdig sind. Ich hasse die Laster, und ihre Personen, weil sie lasterhaft sind.

Socrates. Wohl, ich setze solches voraus. Ihr hasset aber in dem Menschen nur das Böse, warum liebet ihr den Menschen nicht, um ihn von dem Bösen zu befreyen, und um ihn gut zu machen? Ein Arzt hasset das Fieber, und alle andere Kranckheiten, welche den menschlichen Cörper quälen; aber er hasset darum nicht die Krancken. Die Laster sind die Kranckheiten der Seelen; seyd also wie ein weiser und liebreicher Arzt, der nur darauf sinnet, wie er seinen Krancken, aus Freundschaft zu ihm, curiren mögte, ohne ihn zu hassen. Die Welt ist das grose Spital des ganzen menschlichen Geschlechts, welches euer Mitleiden soll rege machen. Der Geitz, die Ehrsucht, der Neid und der Zorn, sind weit tiefere und gefährlichere Wunden in der Seele, als die Geschwären und Eyter-Beule in dem Cörper. Helft allen Krancken, denen ihr helfen könnet, und beklaget alle diejenige, die unheilbar sind.

Timon. O! sehet da, Mein lieber Socrates, einen betrüglichen Schluß. Es ist ein unendlicher Unterscheid zwischen denen Lastern der Seele, und denen Kranckheiten des Leibes. Die Kranckheiten sind solche Ubel, die man leidet, und die man sich nicht giebet. Man ist deswegen nicht

strafbar, man ist nur zu beklagen. Was aber die Laster betrift, so sind solche freywillig, sie machen den Willen strafbar. Es sind solche keine Ubel, die man leidet; Es sind Ubel, die man thut. Diese Ubel verdienen, daß man sie verabscheuet, daß man sie strafet, und daß man kein Mitleiden mit ihnen habe.

Socrates. Es ist wahr, daß es zweyerley Arten von Kranckheiten bey denen Menschen geben. Einige, welche man wider seinen willen und unschuldig leiden muß: andere sind freywillig, und machen den Krancken strafbar; dann der böse Wille ist das gröste von allen Ubeln; das Laster ist unter allen Kranckheiten die Bejammerns-würdigste. Ein böser Mensch, welcher andere leiden macht, leidet durch seine eigene Bosheit, und bereitet sich selbst diejenige Strafen, welche die gerechte Götter ihm schuldig sind. Er ist noch mehr zu beklagen, als ein unschuldig- Krancker. Die Unschuld ist eine unschätzbare Gesundheit der Seelen: sie ist eine Hülfe und ein Trost in denen grausamsten Schmerzen. Wie! soltet ihr aufhören, einen Menschen zu beklagen, weil er in der allerjämmerlichsten Kranckheit sich befindet, welche der böse Wille ist? Wär das Ubel nur im Fuß, oder an der Hand, so würdet ihr ihn beklagen; und ihr beklagt ihn nicht, da der Krebs schon den Grund seines Herzens durchnaget?

Timon. Wohlan! ich gebe zu, daß man die Böse beklagen, aber nicht, daß man sie lieben soll.

Socrates. Man soll sie nicht lieben, in Ansehung ihrer Bosheit; aber man muß sie doch lieben,

ben, um sie zu bessern. Ihr liebet also die Menschen, ohne daß ihr meynet, sie zu lieben; dann das Mitleiden ist eine Liebe, die sich betrübet über das Ubel einer Person, die man liebet. Wisset ihr wohl, was euch verhindert, die Bösen zu lieben? Es ist solches nicht eure Tugend, sondern die Unvollkommenheit derjenigen Tugend, die in euch ist. Die Unvollkommenheit der Tugend wird niedergeschlagen, wann sie die Unvollkommenheit anderer ertragen soll. Man liebet sich selbst noch zu viel, als daß man immer solte dasjenige ertragen können, was unserer Empfindlichkeit und unserer Lebens-Weise zuwider ist. Die Eigenliebe kan eben so wenig den Widerspruch der Tugend, als der Laster, leiden. Man erzürnet sich über einen Undanckbaren, weil man aus Eigenliebe die Erkenntlichkeit verlanget. Die vollkommene Tugend macht den Menschen von sich selbsten los, und verursachet, daß man nicht müde wird, die Schwachheit anderer zu ertragen. Je mehr man von denen Lastern entfernet ist, je mehr ist man auch geneigt, solche mit Gedult und Sanftmuth zu verbessern. Die unvollkommene Tugend ist verdrießlich, unzufrieden, rauh, streng, und unversöhnlich. Die Tugend, die nichts anders sucht, als das Gute, ist allzeit gleich, gelinde, leutselig, mitleidig: sie wird über nichts stützig, noch aufgebracht, und dencket nur allein, Gutes zu thun.

Timon. Alles dieses ist leicht gesprochen; wie schwer hält es aber mit der Ausübung?

Socrates. O mein lieber Timon! tumme und grobe Leute halten euch für einen Menschen-Feind, weil ihr die Tugend zu weit getrieben habt; Ich aber beharre darauf, daß, wenn ihr in der Tugend weiter gekommen wäret, so würdet ihr dasjenige thun, was ich sage. Ihr würdet euch weder durch euer störrisches Gemüth, noch durch euer zur Traurigkeit geneigtes Temperament, noch durch eure verdrießliche Empfindlichkeit, noch durch die Ungedult, welche die Fehler der Menschen bey euch verursachen, fortreissen lassen. Ihr könnet nur deswegen andere unvollkommene Menschen nicht lieben, weil ihr euch selbst zu viel liebet. Wäret ihr vollkommen, so würdet ihr denen Merschen gern verzeihen, daß sie unvollkommen sind. Gleichwie solches die Götter thun. Warum solte man dasjenige nicht mit Sanftmuth ertragen, was doch die Götter, die besser sind, als ihr, ertragen? Diese Zärtlichkeit, welche macht, daß ihr so leichte könt beleidiget werden, ist eine wahrhaftige Unvollkommenheit. Diejenige Vernunft, die sich nur allein in vernünftige Dinge zu schicken weiß, dargegen aber sich durch solche aufbringen läßt, die es nicht sind, ist nur eine halbe Vernunft. Eine vollkommene Vernunft gehet viel weiter: sie träget die Unvernunft eines andern mit einem gelassenen Gemüth. Sehet hier eine mitleidige Tugend gegen andere, und die nicht an sich allein gebunden ist; worinn das wahrhaftige Band der menschlichen Gesellschaft bestehet.

Alcibiades. In der That, Timon, nun seyd ihr recht mit eurer eigenen Tugend, die so roh

und verdrießlich ist, in Verwirrung gebracht. Es heißt sich selbst allzu sehr lieben, wenn man will nur einzig und allein vor sich selbst leben, und wenn man nichts vertragen kan, was unserem Sinn zuwider ist. Wenn man sich nicht so sehr selbst liebet, so gehet man auch freymüthiger mit andern Leuten um.

Socrates. Haltet ein, Alcibiades, wenn es euch beliebt; ihr würdet leicht desjenigen mißbrauchen, was ich gesagt habe. Es sind zweyerley Arten, mit Menschen umzugehen. Die erste ist, daß man sich lieben mache, nicht, um ihr Abgott zu seyn, sondern ihre Vertraulichkeit dahin anzuwenden, um sie gut zu machen. Diese Menschen-Liebe ist ganz göttlich. Es ist aber eine andere, welche denen falschen Münzen gleichet, wenn man sich nemlich denen Menschen ergiebt, und ihnen deswegen zu gefallen sucht, damit man sie verblenden, und eine Gewalt über sie bekommen mögte, indem man ihnen schmeichelt. Auf diese Weise liebet man nicht sie, sondern sich selbst. Man handelt aus Hochmuth und aus Eigennutz: man stellt sich, als ob man sich ihnen ergäbe; man macht sie aber solches nur glauben, um sie zu besitzen. Dieser falsche Menschen-Freund ist wie ein Fischer, der seinen Angel mit einem Köder versiehet: es scheinet, als ob er die Fische nähren wolte, aber er fängt sie, und macht sie sterben. Alle die Tyrannen, alle die Magistraten, alle, die zum Regiment gezogen werden, scheinen bey ihrer Ehrsucht wohlthätig und großmüthig zu seyn, und gleichwohl suchen sie, nur das Volck zu bestricken: sie werfen ihre Hamen aus bey denen Festen,

sten, bey denen Lustbarkeiten und Gesellschaften. Sie sind nicht deswegen gesellig, um denen Menschen zu nutzen, sondern, um das ganze menschliche Geschlecht zu misbrauchen. Sie haben ein höfliches schmeichelndes und verschmitztes Wesen an sich, wie die verbuhlte Weibsbilder, um die Sitten der Menschen zu verderben, und damit alle diejenige in ihre Banden zu ziehen, deren sie vonnöthen haben. Es ist hier das Verderben der allerbesten Sachen das schädlichste von allen Ubeln. Solche Leute sind die Pest des menschlichen Geschlechts; wenigstens ist die Eigenliebe eines Menschen-Feinds nur wild für sich, und unnützlich für die Welt; Allein, diejenige der falschen Menschen Freunde ist verrätherisch und tyrannisch: sie versprechen alle Tugenden der menschlichen Gesellschaft, und treiben doch nur mit derselben eine Handelschaft, durch welche sie sich alles zueignen, ja sogar ihre Mitbürger sich unterthänig machen wollen. (*) Der Menschen-Feind macht mehr Schrecken,

(*) Manchem Leser wird dieses Gespräch vielleicht etwas langweilig vorkommen; allein, scharfsinnige Kenner entdecken hier die grösten Geheimnisse des menschlichen Herzens, und die Ursachen des Verderbens in der menschlichen Gesellschaft. Sind es nicht die Fürsten und Mächtige der Erden, welche, an statt uns zu beschützen, uns am ersten ihrer Ehrsucht aufopfern, wie die grose Raub-Vögel, welche die kleine auffangen, und verzehren. Man siehet, wie der Herr von Fenelon sich durchgehends in allen seinen Schriften, besonders aber in dieser und in seinem Telemach, wo er seinen Prinzen unterrichtet, als ein wahrer Menschen-Freund, oder, wie wir ihn anderswo genennet, als ein rechter Advocat des menschlichen

Schrecken, und thut weniger Ubel. Eine Schlange, die sich unter die Blumen schleicht, ist mehr zu fürchten, als ein Wild, daß ins Gebüsche eilet, so bald es jemand vermercket.

Alcibiades. Timon! laßt uns gehen. Wir haben genug, ein jeder hat seine Lection bekommen. Es mag ihr folgen, wer da will; Mich dünckt, wir werden uns derselben wenig zu Nutz machen. Ihr werdet fortfahren, gegen das menschliche Geschlecht zu wüten; Ich aber gehe, einen Protheus zwischen denen Griechen und dem Persianer König abzugeben.

Das XVIII. Gespräch.

Alcibiades und Pericles.

Nach dem Tod werden die gröste Gaben, ohne die Tugend, für nichts gerechnet.

Pericles.

Ich freue mich, Mein lieber Vetter, dich wieder zu sehen. Ich habe dich jederzeit werth geacht.

Alcibiades. Du hast mir solches von meiner Kindheit auf bezeiget. Ich habe aber noch niemahls

menschlichen Geschlechts aufführet. Allein, wo ist der Richter-Stuhl auf Erden, vor welchen er diese wichtige Klag-Sache bringet? Die Appellation wird wohl an den höchsten Richter der Welt kommen, welcher darauf den Spruch nach seiner Gerechtigkeit geben wird.

mahls deiner Hülfe so nöthig gehabt, als gegenwärtig. Socrates, den ich hier angetroffen habe, der macht mich schrecken, da ich vor denen dreyen Richtern erscheinen soll.

Pericles. Ja, Mein lieber Vetter, wir sind nicht mehr zu Athen. Diese drey unerbittliche Greise bekümmern sich wenig um die Beredtsamkeit. Ich selbst habe ihre Strengigkeit empfunden, und ich sehe im voraus, daß du derselben nicht entgehen wirst.

Alcibiades. Wie, solte dann kein Mittel seyn, diese drey alte Männer zu gewinnen? Sind sie unempfindlich, wenn man ihnen schmeichelt, oder gute Worte gibt? Sind sie nicht mitleidig? Lassen sie sich nicht bewegen durch eine schöne Rede, durch die Poesie, durch die Music, durch scharfsinnige Schlüsse, durch die Erzehlungen grosser Thaten?

Pericles. Du weißt wohl, wo allhier die Beredtsamkeit einiges Vermögen hätte, daß mein Zustand (ohne Ruhm zu melden) so glückselig seyn würde, als immermehr der Zustand eines andern; man richt aber hier mit Reden nichts aus. Die schmeichlende Vorstellungen, welche das Volck zu Athen entzückten; die Art, eine Rede überzeugend zu machen; das andringende, reitzende und lebhafte Wesen, da man die Menschen durch ihre eigene Gemächlichkeit rühren, und durch ihre eigene Begierden aufbringen kan; alles dieses gilt hier nichts mehr; die Ohren sind hier verstopft, und die Herzen sind von Eisen. Ich, der ich in dem unglücklichen Peloponeser Krieg war umgekommen, wurde nichts desto weniger

niger gestraft. Man hätte mir wohl einen Fehler können zu gut halten, den ich mit dem Leben büssen muste; und zudem, so warest du ja Schuld daran.

Alcibiades. Es ist wahr; ich rieth dir, lieber einen Krieg anzufangen, als Rechnung abzulegen; Pflegt man solches dann nicht immer so zu machen. Wenn man einen Staat regieret, so siehet man dabey auf sich, auf seine Gemächlichkeit, auf seine Ehre, und auf seinen Nutzen. (*) Mit dem gemeinen Wesen mag es gehen, wie es kan: denn wer würde sonst ein solcher Geck seyn, sich mit dem gemeinen Wesen zu plagen, und Tag und Nacht zu wachen, damit andere desto besser schlafen mögen? finden dann hier eure Richter, daß dieses etwas böses sey?

Pericles. Ja, so böse, daß, nachdem ich in diesem verdamten Krieg, wo ich alles Vertrauen des Volcks verlohr, an der Pest starb, ich allhier noch sehr hart deswegen gestrafet wurde, weil ich zu unrechter Zeit den Frieden gestöret hatte. Urtheilet hieraus, mein lieber Vetter, ob ihr besser werdet durchkommen.

Alcibiades. Das sind wahrhaftig schlechte Zeitungen für mich. Die Lebendige, wann sie recht böse sind, sprechen: Ich wolte, daß ich todt wäre; Ich aber im Gegentheil wünschte, daß es mir wohl wäre.

G Pericles.

(*) Leider! darum wünscht man einem auch Glück, wann einer ein Obrigkeitliches Amt bekomt. Es heisset: Il a fait sa fortune: Er ist glücklich worden; Aber nicht das gemeine Wesen.

Pericles. O! du bist nicht mehr in derjenigen Zeit, da dir dein schöner Purpur-Rock hinten nachschleifete, und da sich alle Weiber von Athen und Sparta in dich verliebeten. Du wirst hier nicht allein gestrafft werden, wegen dem, was du gethan hast, sondern auch wegen dem, was du mich hast durch deine Rathschläge thun machen.

Das XIX. Gespräch.

Alcibiades, Mercurius und Caron.

Eigenschafft eines jungen Prinzen, der die Ehre sucht, und die Liebe zur Wohllust verdorben hat.

Caron.

WAs führest du da für einen Menschen? Er thut ja mächtig groß. Was ist er dann mehr als andere, daß er sich so viel einbildet?

Mercurius. Er war schön, wohlgestalt, geschickt, braf, beredtsam, und wußte alle Menschen einzunehmen. Nie war ein Mensch so beugsam; er konte allerley Gestalten an sich nehmen, wie Protheus. Zu Athen war er zärtlich, gelehrt und artig; Zu Sparta, hart, rauh und arbeitsam; In Asien, weibisch, faul, und prächtig, wie die Persianer; In Thracien sah man ihn immer zu Pferd, und sauffen, trotz dem Silen. Auch hat

er

er alle die Länder, wo er gewesen ist, in Unruh und Verwüstung gebracht.

Caron. Holla, solte er nicht auch meinen Kahn, der schon zimlich alt ist, und allenthalben Wasser fängt, gar umschmeissen? Wie magst du dich doch mit mit solchen Waaren schleppen? Du hättst ihn ja viel besser unter denen Lebendigen gelassen. Er hätte noch unter ihnen manche Kriege, Schlachten und Verstörungen angerichtet, welche uns noch eine Menge Schatten zugesandt hätten. Der seinige verursacht mir nur Schrecken. Wie heißt er?

Mercurius. Alcibiades! hast du nichts von ihm gehört?

Caron. Alcibiades! Ja wohl. Alle die Schatten, welche ankommen, zerbrechen mir den Kopf mit ihrem vielen Plaudern. Er hat mir durch alle die Todten, die er in so vielen Kriegen hat umkommen machen, Last und Müh genug verursacht. Ist es nicht derjenige, der nach so viel Gottlosigkeit, die er zu Athen begangen hatte, nach Sparta geflüchtet war, und des Königs Agir seine Gemahlin verführte.

Mercurius. Es ist eben derjenige.

Caron. Wenn er nur nicht auch solche Händel mit der Proserpine anfängt; dann er ist in der That viel artiger und hüpscher, als unser König Pluto. Aber Pluto versteht keinen Schertz.

Mercurius. Ich übergeb dir ihn, wie er ist. Wenn er so viel Lermen in der Hölle macht, als er in seinem Leben auf Erden gemacht hat, so wird es hier in diesem Reich nicht mehr so still und ruhig zugehen. Aber frag ihn doch einmahl, wie

Staatliche Bibliothek Bamberg

er sich stellen wird. Holla! Alcibiades, sag doch dem Caron, was gedenckst du hier zu machen?

Alcibiades. Ich, ich werde hier jederman zu Diensten seyn. Ich rathe dem Caron, sein Zoll-Recht zu verdoppeln; dem Pluto, daß er den Jupiter soll mit Krieg überziehen, um der erste unter denen Göttern zu seyn; dann Jupiter regieret die Menschen nicht zum besten: Zudem so ist ja das Reich der Todten weit gröser, als dasjenige der Lebendigen. Was macht er oben in seinem Olympus, wo er alles auf Erden lässet hinterst der vörderst gehen? Es ist viel besser, denjenigen für den Obersten unter den Göttern zu erkennen, der hier die Laster bestrafet, und der dadurch alles dasjenige wieder herstellet, was sein Bruder durch seine Unachtsamkeit hat verderben lassen. Der Proserpine werde ich neue Zeitungen von Sicilien bringen, welches sie so sehr geliebet hat. Ich will ihr auf meiner Leyer die Gesänge absingen, welche man ihr zu Ehren aufgesetzt hat. Ich will mit ihr von denen Nymphen sprechen, welche mit ihr Blumen brachen, als Pluto kam, und sie entführte. Ich will ihr auch alle meine Abendtheuer erzehlen, und ich müste sehr unglücklich seyn, wann ich ihr nicht gefallen solte.

Mercurius. Ich wette auf dich, du wirst in der Hölle regieren, Pluto wird dich in seinen geheimen Rath nehmen, und sich dabey übel befinden. Sehet, dieses tröstet mich noch meines Vaters, des Jupiters wegen, den du wilst machen, daß er von seinem Thron gestossen werde.

Alcibiades. Pluto soll sich dabey wohl befinden, und ihr werdet es sehen.

Mercurius. Du hast sehr schädliche Rathschläge in deinem Leben gegeben.

Alcibiades. Ich habe aber auch gute gegeben.

Mercurius. War dann der Rath, den du wegen der Unternehmung auf Sicilien gabest, so klug? Haben sich die Athenienser dabey wohl befunden?

Alcibiades. Es ist wahr, ich gabe denen Atheniensern den Rath, die Syracusaner anzugreiffen, nicht allein, um ganz Sicilien, und hernach auch Africa unter ihre Botmäßigkeit zu bringen; sondern auch, um Athen selbst unter meinem Gehorsam zu erhalten. Wenn man es mit einem leichtsinnigen, wanckelmüthigeu Volck, das keine Vernunft brauchet, zu thun hat, so muß man es nicht müßig lassen. Man muß es beständig suchen in einer grosen Verwirrung zu erhalten, damit es immerfort eurer vonnöthen habe, und sich nicht in Sinn kommen lasse, eure Aufführung zu tadeln. Allein, dieses Geschäfte, ob es gleich ein wenig gefährlich aussah, hätte doch nichts destoweniger einen guten Ausschlag genommen, wenn ich es hätte ausführen können; so aber wurde ich nach Athen zurück gerufen, und zwar wegen einer Thorheit, welche die zerstümmelte Thermes betraf. Nach meiner Abreise wurde Lomachus wie ein tummer Kerl umgebracht. Nicias war ein schläfriger blöder Mensch, allezeit furchtsam, und ohne Entschliessung. Leute, die so furchtsam sind, haben allezeit mehr zu fürchten, als andere: dann sie lassen die Vortheile aus Händen, welche ih-

nen das Glück anbietet, und sie warten, biß solche Hindernisse kommen, die sie haben voraus gesehen. Man beschuldiget mich auch, ich hätte aus Kurzweil mit einigen muthwilligen Leuten bey einem Gelach die Geheimnisse der Ceres vorgestellet. Man sagt, ich hätte dabey die vornehmste Person gespielet, nemlich den Opfer-Priester; Allein, alles dieses sind Mährgens; man konte mich dessen nicht überzeugen.

Mercurius. Mährgens? Woher kam es dann, daß du niemahl das Herz hattest, dich zur Verantwortung einzustellen, und die Beschuldigungen darüber zu widerlegen?

Alcibiades. Ich würde mich ihnen überlassen haben, wann es eine andere Sache betroffen hätte. Da aber mein Leben darunter Gefahr lief, hätte ich solches meiner eigenen Mutter nicht anvertrauet.

Mercurius. Dieses ist eine sehr feige Antwort. Schämest du dich nicht, mir solche zu geben? Du, der du in deiner zarten Jugend so verwegen warest, dein Leben einem wilden Fuhrmann auszusetzen, hast gleichwohl soviel Herz nicht g habt, dein Leben in die Hände deiner Richter zu stellen, um deine Ehre zu retten. O mein Freund, dieses zeiget, daß du dich hast schuldig befunden.

Alcibiades. Dasjenige, was ein Kind thut, welches auf der Strassen spielet, und deswegen nicht einem Wagen ausweichen will, um sein Spiel nicht zu unterbrechen, thut etwas aus Verdruß und aus Ungedult, was ein Mann, der Vernunft hat, nicht zu thun pflegt. Doch, ihr mögt

sagen,

sagen, was euch beliebt; ich fürchtete meine Mißgönner und die Narrheit des Volcks, dessen Wuth sich aufbringen lässet, wenn es auch alle eure Gottheiten gelten solte.

Mercurius. Dieses ist die Sprache aller Frey-Geister, und ich will wetten, daß du über die Geheimnisse der Eleusinischen Ceres dein Gespötte gehalten hast. Was meine Figuren betrift, so zweifle ich nicht daran, daß du solche gestümmelt hast.

Caron. Ich mag diesen Feind der Götter, die Pest des menschlichen Geschlechts, nicht in meinen Nachen aufnehmen.

Alcibiades. Du must mich wohl aufnehmen; Wohin wilt du dann, daß ich gehen soll?

Caron. Kehre wieder um zu denen Lebendigen, um sie zu plagen, und Lermen in der Welt zu machen. Allhier ist der Aufenthalt der Ruhe und des Friedens.

Alcibiades. Ach! ich bitte, lasse mich doch nicht auf denen Ufern des Styx herum wandern, wie die Verstorbenen, die der Begräbniß beraubet sind. Mein Geist war unter denen Menschen allzu groß, als daß ich einen solchen Schimpf erlangen solte. Doch, was soll es seyn, weil ich die Ehre der Begräbniß genossen habe, so kan ich auch den Caron zwingen, mich in seinen Nachen aufzunehmen. Wann ich übel gelebt habe, so werden mich die Richter der Hölle deswegen bestraffen; Aber, was hier den alten Phantasten anlangt, so will ich ihn wohl nöthigen ....

Car. O! O! weil du aus einem so hohen Thon redest, so will ich auch zuvor wissen, wie du bist beerdiget worden. Dann man spricht von deinem

Tod auf verschiedene Art. Einige sagen, du wärest in dem Schoos einer Hure erstochen worden. Ein schöner Tod für einen Menschen, der so groß thut. Andere sagen, daß man dich verbrannt hätte. Bis diese Umstände werden erläutert seyn, lache ich über deinen Hochmuth. Nein, du sollst einmal nicht herein.

Alcibiades. Es ist mir ein leichtes, dir meine Begebenheit zu erzehlen; sie ist zu meinen Ehren, und sie crönet ein schönes Leben. Lisander, welcher wußte, daß ich denen Lacedemoniern vielen Abbruch gethan hatte, indem ich für mein Vaterland fochte, und indem ich für dasselbe bey denen Persianern beschäftiget war, ließ den Pharnabazes bitten, daß er mich solte umbringen lassen. Dieser Pharnabazes commandirte auf denen Gränzen von Asien, im Namen des grosen Königs. Wie ich nun sahe, daß die Häupter der Athenienser sich allzuverwegen aufführten, und daß sie auch sogar nicht meinen Rath anhören wolten; Da bereits ihre Flotte nahe im Hellespont bey dem Fluß Cephissus war, so prophezeyte ich ihnen ihren Untergang, der kurz darauf erfolgte, und ich begab mich nach Phrygien an einen Ort, welchen mir die Persianer zu meinem Aufenthalt gegeben hatten. Hier lebete ich vergnügt, nachdem ich die Tücke des falschen Glückes, das mich so oft betrogen, erfahren hatte; und ich gedachte an weiter nichts, als mich zu belustigen. Ich hatte die Curtisanin Thimandra bey mir; Pharnabazes konte meinen Tod denen Lacedemoniern nicht wohl abschlagen. Er sandte seinen Bruder, den Magnaus, daß er mir den Kopf solte abhauen, und

meinen Leib verbrennen lassen; gleichwohl aber unterstunde sich derselbe nicht, mit allen seinen Persianern in das Haus zu fallen, worinn ich war. Sie legten Feuer rings umher, kein einziger hatte das Herz ins Haus zu treten, und mich anzugreiffen. So bald ich ihres Anschlags innen wurde, warf ich alle meine Kleider, alle Geräthschaften, die ich fande, sogar auch die Teppig, die im Hause waren, ins Feuer, darauf wickelte ich meinen Mantel zusammen gefalten um meine lincke Hand, mit der rechten aber hielte ich den blosen Degen; Jch brach damit durch die Flammen durch, ohne daß sie mich beschädigten. Kaum verbrannt ich ein wenig meine Kleider. Alle diese Barbaren entflohen, so bald sie mich erblickten, aber in der Flucht schossen sie so viele Pfeile auf mich, daß ich von den vielen Wunden endlich nieder sanck. So bald sie weg waren, nahm Thimandra meinen Leichnam, wickelte ihn ein, und ließ ihn so herrlich, als sie konte, zur Erden bestatten.

Mercurius. War diese Thimandra nicht die Mutter der berühmten Hure von Corinth, mit Namen Lais?

Alcibiades. Ja, sie ist solche. Sehet hier die Geschichte meines Todes und meiner Begräbniß. Habt ihr noch etwas einzuwenden?

Caron. Ja, noch vieles, und du wirst Mühe haben, dich daraus zu wickeln; ich bin dir gut dafür.

Alcibiades. Wir wollen sehen; Sagt mir solches.

Caron. Du hast dich nicht anders aus dem Brand erretten können, als daß du wie ein Verzweifelter auf die Feinde los gestürmet bist; und du gibst gleichwohl vor, daß Thimandra, welche in dem verbrannten Hause geblieben war, vom Feuer seye unbeschädigt geblieben. Uberdem, so haben mir auch viele Schatten erzehlet, daß weder die Lacedemonier, noch die Persianer dich haben umbringen lassen. Man sagt vielmehr für gewiß, daß du hättest ein junges Weibsbild, deiner Gewohnheit nach, aus einem sehr vornehmen Haus verführen wollen. Die Brüder aber von diesem Weibe hätten, um diesen Schimpf zu rächen, dich verbrennen lassen.

Alcibiades. Dem sey, wie ihm sey, so kanst du doch nicht zweifeln, wie du solches aussagst, daß ich gleich andern Todten bin verbrannt worden.

Caron. Du hast aber nicht die Ehre der Begräbniß empfangen. Du denckest, dich mit List aus der Schlinge zu ziehen. Ich sehe wohl, daß du ein gefährlicher Gewirrmacher gewesen bist.

Alcibiades. Ich bin verbrannt worden, wie andere Todten auch, und dieses ist genug. Wilt du, daß die Thimandra komme, und dir meine Asche bringe, oder dir ein schriftliches Zeugniß deßwegen schicke? Doch, wo du länger mir widersprechen wilst, so beruf ich mich auf die drey Richter, welche hier unten sind. Lasset mich zu ihnen, um meine Klage vor sie zu bringen.

Caron. Wohl, du würdest sie bald gewonnen haben, wenn ich dich paßiren ließ. Das ist ein verzweifelter listiger Kerl.

Mercurius.

Mercurius. Man muß die Wahrheit bekennen: im Vorübergehen hab ich den Topf gesehen, worinnen die Curtisanin, wie man sagte, die Asche von ihrem Liebhaber gethan hätte. Ein Mensch, der die Weiber so sehr einzunehmen wußte, konte wohl keines Begräbnisses ermangeln. Man hat ihn mehr verehret, beklaget und beweinet, als er werth war.

Alcibiades. Ich geb es ad acta, daß Mercurius meine Asche in einem Topf gesehen hat. Jetzo fodere ich den Caron auf, mich in seinen Kahn zu nehmen; Nun hat er kein Recht mehr, solches mir zu versagen.

Mercurius. Ich beklage ihn, daß er sich mit dir, böser Mensch, abgeben muß. Du hast allenthalben Feuer angelegt. Du bist derjenige, welcher in ganz Griechenland diesen so grausamen Krieg angezündet hat. Du bist Schuld, daß die Athenienser nun acht und zwanzig Jahr lang gegen einander zu Wasser und zu Land die Waffen führen.

Alcibiades. Nein, ich bin nicht Schuld daran, sondern mein Oheim, der Pericles.

Mercurius. Pericles, es ist wahr, fieng diesen traurigen Krieg an, allein, er that solches auf deinen Rath. Denckest du nicht mehr an den Tag, wie du an seiner Thüre pochtest; seine Leute sagten dir, er hätte nicht Zeit, dich vor sich kommen zu lassen, weil er mit denen Rechnungen beschäftiget wäre, die er denen Atheniensern wegen Verwaltung der gemeinen Gefällen übergeben solte. Du gabst darauf zur Antwort: An statt Rechnung abzulegen, wäre es besser, auf ein

Mittel

Mittel zu dencken, um solche niemahls abzulegen. Das Mittel, welches du ihm vorschlugest, war, die Sachen recht zu verwirren, Krieg anzufangen, und das Volck in der Unordnung zu erhalten. Pericles war so lasterhaft, dir Befall zu geben; Er entzündete den Krieg, er kam darinn um; Dein Anhang ist beynah gleichfalls darinn verlohren gegangen, er ist um seine Freyheit kommen. Solte man sich noch wundern, daß Archistratus sagte: Ganz Griechenland sey nicht mächtig genug, zwey Alcibiades zu ertragen. Timon, der Menschen Feind, war nicht minder kurzweilig bey seiner Traurigkeit, da er voll Verachtung gegen die Athenienser, bey welchen er keine Spuren mehr von der Tugend fand, dir einsmahl auf der Strassen begegnete, dich grüssete, und indem er dich zugleich bey der Hand faßte, dir sagte: Geherzt, mein Kind, du wirst bald diesem Volck alles Unheil, so es verdienet, über den Hals bringen, wann du anders darzu die Macht erlangen wirst.

Alcibiades. Muß man sich auch noch über der Rede eines Milz-süchtigen Menschen aufhalten, welcher das ganze menschliche Geschlecht hassete?

Mercurius. Wohlan! setz den Melancolicus bey Seiten. War aber dein Rath, welchen du dem Pericles gabest, nicht ein schelmischer Rath?

Alcibiades. O mein lieber Mercurius, es schickt sich gar nicht für dich, daß du viel mit Schelmen und Dieben um dich wirfst. Man weiß ja, daß du schon vorlängst das Handwerck getrieben hast. Ein Gott, der ein Spitzbub ist,

schickt

sich gar nicht, die Menschen über Untreu wegen Geld zu bestrafen.

Mercurius. Caron, ich beschwöre dich, fahr ihn so hurtig über, als du kanst; dann wir werden doch nichts mit ihm ausrichten. Geb nur darauf Acht, daß er nicht die drey Richter, ja den Pluto selbst hintergehe; Berichte ihnen von meinetwegen, daß es ein Ertzbetrüger sey, welcher fähig ist, alle Todten aufzuwiegeln, und das allerruhigste von allen Reichen umzustürzen. Die Strafe, die er verdienet, ist, daß er nie kein Weibsbild sehen, und immerdar schweigen solte. Er hat allzusehr seiner Schönheit und seiner Beredsamkeit mißbrauchet. Er hat alle diese grose Gaben nur allein zum Bösen angewandt.

Caron. Ich werde schon ein gutes Memorial gegen ihn eingeben, und ich glaube, er werde seine Zeit unter denen Schatten sehr übel zubringen, wann er hier keine Verwirrungen mehr wird machen können.

Das XX. Gespräch.

Dionysius, Pythias und Damon.

Eine wahre Tugend kan nichts anders, als die Tugend lieben.

Dionysius.

O Gott! was seh ich hier vor meinen Augen? Es ist Pythias, welcher ankomt; ja es ist Pythias selbst. Ich hätte es nie geglaubt; Er ist es selbst, er komt, um zu sterben, und seinen Freund zu lösen?

Pythias. Ich, ich bins. Ich bin nur verreist gewesen, um denen Göttern meine Gelübde zu bezahlen, mein Haus-Wesen nach denen Regeln der Gerechtigkeit zu bestellen, und von meinen Kindern Abschied zu nehmen, um desto ruhiger zu sterben.

Dionysius. Warum aber komst du wieder? Fürchtest du dann den Tod nicht? Komst du wie ein Verzweifelter oder Wahnwitziger solchen zu suchen?

Pythias. Ich komme, ihn zu leiden, ob ich ihn gleich nicht verdienet habe; Ich kan mich nicht entschliessen, meinen Freund an meiner Stelle tödten zu lassen.

Dionysius. Du liebest ihn also mehr, als dich selbst.

Pythias.

Pythias. Nein, ich liebe ihn, wie mich; Ich finde aber, daß ich ehender umkommen muß, als er, weil es deine Meynung war, daß ich sterben solte. Es wäre sehr ungerecht, wann er, um mich von dem Tod zu befreyen, die Strafe leiden solte, die du mir zubereitet hast.

Dionysius. Du glaubest aber, daß du den Tod so wenig verdienet hast, als er.

Pythias. Es ist wahr, wir sind alle beyde gleich unschuldig: und es ist eben so ungerecht, mich hinzurichten, wie ihn.

Dionysius. Warum sagst du denn, daß es nicht recht wär, daß er an deiner Stelle stürbe.

Pythias. Es ist beydes für dich ungerecht, den Damon oder mich zu tödten. Aber Pythias wär ungerecht, wenn er dem Damon den Tod leiden ließ, den der Tyran nur dem Pythias bestimmet hat.

Dionysius. Du komst also nur deßwegen zur bestimten Zeit, um das Leben deinem Freund zu retten, und das deinige zu verlieren?

Pythias. Ich komme, in Ansehung deiner, eine Ungerechtigkeit zu leiden, welche bey denen Tyrannen etwas gemeines ist; in Ansehung aber des Damons thue ich, was die Gerechtigkeit von mir fodert, indem ich ihn einer Gefahr entziehe, in welcher sich derselbe aus Grosmuth für mich gestürzet hat.

Dionysius. Und du, Damon, sage mir die Wahrheit, fürchtest du dann nicht, Pythias mögte nicht wieder kommen, und du für ihn bezahlen müssen?

Damon.

Damon. Ich wußte gar zu wohl, daß Pythias auf dem Punct wieder kommen, und daß er noch mehr in Furchten seyn würde, sein Wort nicht zu halten, als sein Leben zu verliehren. Wolte GOtt! seine Familie und seine Freunde hätten ihn wider seinen Willen zurück gehalten, so wär er jezt der Trost frommer Leute, und ich hätte den Trost, für ihn zu sterben.

Dionysius. Ist dir dann dein Leben so zuwider?

Damon. Ja, es ist mir zuwider, wann ich einen Tyrannen sehe.

Dionysius. Wohlan! du solt ihn nicht mehr sehen. Ich will dich alsobald sterben lassen.

Pythias. Entschuldige doch die gähe Hitze eines Menschen, der seinen Freund bedauert, welcher sterben soll; gedencke, daß ich allein derjenige sey, den du zum Tod bestimmet hast. Ich komme, denselben zu leiden, um einen Freund davon los zu machen; verweigere mir doch diesen Trost nicht an meinem Ende.

Dionysius. Ich kan nicht zwey Menschen leiden, die das Leben und meine Macht so gering schätzen.

Damon. Du kanst also nicht die Tugend leiden.

Damon. Nein, ich kan nicht diese stolze und hochmüthige Tugend leiden, die keine Marter scheuet, und die sowohl bey denen Reichthümern, als bey denen Wohllüsten sich unempfindlich zeiget.

Damon. Zum wenigsten siehest du, daß sie nicht unempfindlich ist, wo es auf die Ehre, auf die Gerechtigkeit und auf die Freundschaft ankomt.

Dionysius. Wohlan! man führe den Pythias zum Tod: wir werden sehen, ob Damon fortfahren wird, meine Macht zu verachten.

Damon. Indem Pythias sich deiner Befehle erinnert, und wieder gekommen ist, so hat er verdienet, daß du ihn leben lässest; Weil ich mich aber an seiner Stelle deiner Verachtung ausgesezt, und dich erzürnet habe, so sey damit zufrieden, und lasse mich sterben.

Pythias. Nein, mit nichten! Dionysius erinnere dich, daß ich allein derjenige bin, der dir mißfallen hat. Damon hat nicht können . . .

Dionysius. Ach was seh ich? Wie bin ich so unglückselig, und werth es zu seyn? Nein, bis hieher hab ich noch nichts gewußt. Ich habe mein Leben zugebracht in denen Finsternissen und auf lauter Abwegen. Meine ganze Macht ist mir unnützlich, um mich lieben zu machen: ich kan mich nicht rühmen, daß ich seit dreyßig Jahren, da ich herrsche, in der ganzen Welt einen einzigen Freund mir erworben hätte; Diese beyde Leute, welche im Privat-Stand leben, lieben einander zärtlich, vertrauen sich einander, ohne den mindesten Argwohn, sind glücklich, indem sie sich lieben, und wollen einer für den andern sterben.

Pythias. Wie köntet ihr wohl Freunde haben, da ihr niemahl jemand geliebet habt. Wann ihr die Menschen liebetet, so würden euch die Menschen auch wieder lieben; ihr fürchtet sie, und sie fürchten euch, und hassen euch wieder.

Dionysius. Damon, Pythias, würdiget mich so viel, und nehmet mich zwischen euch beyden auf, um der dritte Freund in einer so voll-

kommenen Gesellschaft zu seyn; Ich lasse euch leben, und will euch mit Gütern erfüllen.

Damon. Wir haben deiner Güter nicht nöthig; und was deine Freundschaft betrift, so können wir solche nicht ehender annehmen, als biß du wirst gut und gerecht seyn. Biß dahin kanst du nur zitternde Sclaven und niederträchtige Schmeichler um dich haben. Man muß tugendhaft, gutthätig, gesellig und zärtlich in der Freundschaft seyn, dabey die Wahrheit gern hören, und wissen in einer Art von Gleichheit mit seinen wahren Freunden zu leben, wenn man anders will von freyen Menschen geliebet werden.

Das * XX. Gespräch.

Dion und Gelon.

Bey einem Fürsten muß nicht der Mensch regieren, sondern das Gesetze.

Dion.

Es ist schon lange, O vortreflicher Mensch! daß ich dich zu sehen verlange. Ich weiß, daß Syracusa dir ehedessen seine Freyheit zu dancken hatte.

Gelon. Ich aber weiß, daß du nicht soviel Weisheit gehabt hast, um ihm dieselbige zu geben. Du hattest keinen üblen Anfang gegen den Tyrannen gemacht, ob er gleich dein Schwager war; nachgehends aber verdarben Hochmuth, Wohllust und Mißtrauen, als die einem Tyrannen gewöhnliche

gewöhnliche Laster, nach und nach deine Sitten: wie sie dann auch Ursach an deinem Untergang gewesen sind.

Dion. Kan man eine Republic beherrschen, ohne den Neid und der Verrätherey unterworfen zu seyn?

Gelon. Ja, allerdings; ich selbst bin davon ein schöner Beweis. Ich war kein Syracusaner; nichts destoweniger so kam man doch, und wählte mich, als einen Fremdling, zum König; man nöthigte mich, die Crone anzunehmen; ich trug sie mit solcher Sanftmuth und Gelindigkeit für das Volck, daß mein Name unter denen Bürgern noch geliebet und verehret wird; obgleich mein Geschlecht, so nach mir regieret, mich durch seine Laster geschändet hatte. Man hat solches mir zu Liebe noch erdultet. Nach diesem Beyspiel muß man gestehen, daß man herrschen kan, ohne sich hassen zu machen. Doch du darfst deine Fehler für mir nicht verbergen; das Glück hat dich sogar der Philosophie deines Freundes, des Plato, vergessen machen.

Dion. Wie aber kan man ein Philosophus seyn, wenn man über alles zu befehlen, und dabey solche Begierden hat, die keine Furcht zurück hält.

Gelon. Ich bekenne, daß die Menschen, welche über andere herrschen, mir Mitleiden verursachen; Diese grose Macht, übels zu thun, ist ein grausames Gift: jedoch, ich war ein Mensch, wie du, und gleichwohl hab ich biß zu einem hohen Alter den Scepter geführet, ohne meiner Macht zu mißbrauchen.

Dion. Ich komm immer wieder auf das vorige: Man kan leicht einen Weltweisen abgeben, wenn man sich im Privat-Stand findet; aber wenn man über alles erhaben ist . . .

Gelon. Eben deswegen hat man der Weisheit desto mehr vonnöthen; je mehr man über andre erhaben ist, sowohl in Ansehung seiner selbst, als derer, die man beherrschen soll. Man muß sodann doppelt klug seyn, und in sich selbst, durch die Vernunft, eine Gewalt zu beschräncken wissen, die ausserhalb keine Schrancken hat.

Dion. Allein, ich hatte den alten Dionysius, meinen Schwieger-Vater, gesehen, der als ein Tyrann sein Leben ruhig endete. Ich bildete mir ein, es würde mir auch so gehen.

Gelon. Siehest du nicht, du beguntest deine Regierung als ein redlicher Mann, der seinem Vaterland die Freyheit wieder geben wolte. Hoftest du, daß man dich in der Tyranney dulten würde, da man sich dir allein nur in der Absicht anvertrauet hatte, um den Tyrannen zu stürzen. Es geschiehet nur zufälliger Weise, wenn böse Menschen der Gefahr entgehen, die sie umringet; Uberdem, so sind sie dadurch schon genug gestrafet, daß sie immer sich müssen gegen dergleichen Gefahr in Acht nehmen. Wann sie Menschen-Blut vergiessen, wenn sie den Staat verheeren, so haben sie keinen Augenblick weder Ruhe, noch Sicherheit: sie können niemals weder das Vergnügen der Tugend, noch die Süßigkeit der Freundschaft, noch diejenige der Vertraulichkeit und eines guten Ruhms empfinden; Du aber, der du die Hofnung der ehrlichsten Leute warest,

der

du die aufrichtigste Tugend versprachest, der du hast die Regiments-Art des Plato einführen wollen. Du beguntest als ein Tyrann zu leben, und du glaubtest, man würde dich leben lassen?

Dion. O! wann ich wieder in die Welt kommen solte, so wolte ich die Menschen sich selbsten regieren lassen, so gut sie könten. Ich wolte mich lieber in eine unbewohnte Insul begeben, und mich darinn zu verbergen, ehe ich wieder die Regierung in einer Republic über mich nehmen wolte. Ist man böse, so hat man alles zu fürchten; ist man gut, so muß man allzuviel leiden.

Gelon. Gute Regenten, es ist wahr, haben viele Müh und Beschwerlichkeiten; aber sie geniessen dabey in sich selbst eines reinen Vergnügens, und einer solchen Ruh, davon die Tyrannen in ihrem ganzen Leben nichts wissen. Weist du wohl das Geheimniß auf solche Weise zu regieren? Du soltest es billig wissen, dann du hast es oft vom Plato gehöret.

Dion. Sage mir doch solches wieder, dann mein groses Glück hat mich solches vergessen machen.

Gelon. **Der Mensch soll nicht herrschen, sondern das Gesetz: Nimt er die Crone für sich, so verdirbt er solche, und stürzt sich selber ins Verderben. Er soll nur deswegen herrschen, um die Gesetze zu erhalten, und das Volck glücklich machen.** (*)

(*) Dieses ist in sehr wenig Worten alles gesagt, was man von der Regierungs-Kunst, und der Pflicht aller Regenten, sagen kan. Diejenige Grosen, die andern

Dion. Dieses ist wohl leicht gesagt, aber schwer auszuüben.

Gelon. Es ist wohl schwer, aber darum nicht unmöglich. Derjenige, der dir davon spricht, hat es so gemacht, wie er dir solches gesagt. Ich suchte nicht die höchste Gewalt, sie suchte mich. Ich fürchtete

andern Staats-Regeln folgen, werden nicht allein ihr Volck, sondern auch sich selbst unglücklich machen: sie verdienen, als die gröste Ubelthäter des menschlichen Geschlechts, bestrafet und ausgerottet zu werden. An statt, daß man sie allerhöchste und geheiligte Majestäten betitelt, solte man sie mit Verachtung und mit Entsetzen verabscheuen; und an statt, sich an ihrem Hof um ihre Gunst und Gnade, wie man es nennet, zu bewerben, und ihnen bey ihrer Tyranney zu heucheln und zu schmeicheln, solte man lieber weit von ihnen sich zu entfernen suchen, so, wie man für Brand, Seuch, Pest und Strassen-Räubern, durch die Flucht sich zu retten pflegt, wo man anders nicht von GOtt in solche Umstände gesezt ist, daß man für die gemeine Sache reden, und einen Tyrannen zur Rechenschaft fordern muß: wie die Engelländer vor hundert Jahren es mit ihrem König machten, dem sie den Kopf herunter schlugen, weil er gegen ihre Gesetze handelte. Das Blut dieses einzigen Menschen hat vielen Millionen ihr Leben und ihre Wohlfahrt erhalten, und die Englische Nation zur glücklichsten in der Welt gemacht. Es ist also wahr, was hier der Herr von Fenelon sagt: **Nimt einer die Crone für sich / so verdirbt er solche / und stürzet sich selber ins Verderben.** Der eifrigste Republicaner könte nicht heftiger den Despotismum anfechten, als dieser Verfasser, der doch ein Franzose war, und den Prinzen zur Regierung eines grosen Reichs solte tüchtig machen. Kan man auch redlicher seyn?

tete sie, ich kante davon alle Beschwerlichkeiten, ich unterzog mich derselben, nur allein zum Besten der Menschen; ich ließ sie niemals empfinden, daß ich Herr sey. Ich machte ihnen nur das Empfinden, daß sie und ich der Vernunft und der Gerechtigkeit müsten nachkommen. Ein geehrtes Alter, ein Tod, der ganz Sicilien in Trauern gesetzt, ein reiner, unverwelcklicher und unsterblicher Ruhm; eine Tugend, die bereits auf Erden durch die Glückseeligkeit der Elisäischen Felder ihre Belohnung fande hat: Siehe, dieses waren die schöne Früchte derjenigen Weisheit, die ich so lang auf dem Thron beybehalten habe.

Dion. Ach! ich wußte alles, was du mir sagest; ich wolte es eben so machen; aber ich traute mir zu viel zu; ich ließ mich von meinen Begierden fortreissen, und diese haben mich verlohren.

Gelon. Du kanst demnach nicht unter diejenige glückseelige Geister kommen, die wohl regieret haben. Also gehab dich wohl!

Das XXI. Gespräch.

Plato und Dionysius, der Tyrann.

Ein Fürst kan keine wahre Glückseligkeit, noch Sicherheit finden, als in der Liebe seines Volcks.

Dionysius, der Tyrann.

Ey guten Tag, Plato! du siehest ja noch so gut aus, wie ich dich in Sicilien gesehen habe.

 Plato.

Plato. Du im Gegentheil bist bey weitem nicht mehr so herrlich, als du auf deinem Thron warest.

Dionysius, der Tyr. Du warest nur ein philosophischer Grillenfänger. Deine Republic war nichts, als ein schöner Traum.

Plato. War dann deine Tyranney auf bessere Gründe gebauet, als meine Republic? Sie ist doch bald zu Boden gestürzet.

Dionysius, der Tyr. Wer ist Schuld daran, als dein Freund, der Dion, welcher mich verrieth?

Plato. Du hast dich selbst verrathen; wenn man sich hassen macht, so hat man alles zu fürchten.

Dionysius, der Tyr. Wie viele Mühe aber kostet es nicht, um sich lieben zu machen? Man muß andere zu vergnügen suchen. Ist es nicht besser, man suchet sich selbst zu vergnügen, man mag gehaßt werden, oder nicht?

Plato. Wenn man sich deswegen hassen macht, um seinen Begierden nachzuleben, so hat man so viele Feinde, als Unterthanen; man ist niemal in Sicherheit. Sag mir die Wahrheit, schliefest du in Ruh?

Dionysius, der Tyr. Nein, ich muß es bekennen; Ich hatte noch nicht Leute genug umbringen lassen.

Plato. Siehest du also nicht, daß des einen Tod dir des andern Haß würde zuziehen? Daß diejenige, die ihre Nachbarn ermorden sehen, nichts anders vermuthen können, als die Reyhe werde auch an sie kommen; und daß sie folglich auf keine andere Art sich zu retten wissen, als daß sie dir zu-

vorkommen? Die Mordsucht muß sich bis auf den lezten Mitbürger erstrecken; oder man muß die Schärfe der Strafen in Güte verwandeln, und sich dadurch lieben machen. Wann euch das Volck liebet, so habt ihr keiner weitern Leibwache nöthig; Ihr seyd mitten unter eurem Volck, wie ein Vater, der unter seinen Kindern sich vor nichts zu fürchten hat.

Dionysius der Tyrann. Ich erinnere mich, daß du mir alle diese Dinge vorhieltest, als ich im Begrif war, die Tyranney aufzugeben, und dein Schüler zu werden; Aber ein Schmeichler hinderte solches. Es ist in der That etwas schweres, sich der höchsten Gewalt zu entäussern.

Plato. Wär es dann nicht besser gewesen, solche freywillig abzulegen, als ....

Dionys. der Tyrann. Wie konte ich voraus sehen, daß man mich verjagen würde?

Plato. Und wie kontest du immer mehr hoffen, Herr an einem Ort zu bleiben, wo du alle Welt in eine unumgängliche Nothwendigkeit sezfest, dich zu stürzen, wolte sie anders deiner Grausamkeit entgehen.

Dionys. der Tyrann. Ich hofte, daß man sich nicht unterstehen würde, mich anzugreiffen.

Plato. Wann die Menschen mehr wagen, indem sie euch leben lassen, als wann sie euch angreiffen, so finden sich allezeit welche, die euch zuvorkommen. Eure eigene Leibwachen können sich ihres Lebens nicht versichern, als wann sie euch das eurige nehmen. Doch offenherzig von der Sache zu reden: Hast du nicht vergnügter in

deiner Armuth zu Corinth gelebt, als in deiner Herrlichkeit zu Syracusa?

Dionysius, der Tyrann. Es ist wahr. Der Schulmeister zu Corinth aß und schlief zimlich gut; Der Tyrann zu Syracusa war immer voller Furcht und Mißtrauen; Hier muste man einen würgen, da Schätze rauben, und dort Eroberungen machen. Die Lustbarkeiten waren keine Lustbarkeiten mehr, sie hatten für mich ihre Annehmlichkeit verlohren, und unterliessen gleichwohl nicht, mich heftig aufzubringen. Sage mir nun auch, du Weltweiser: Fandest du dich dann recht unglücklich, als ich dich verkauffen ließ?

Plato. Ich hatte in der Sclaverey eben diejenige Zufriedenheit, die du zu Corinth empfandest, mit dem Unterscheid, daß ich das Glück hatte, durch die Ungerechtigkeit eines Tyrannen für die Tugend zu leiden, und daß du derjenige Tyrann warest, der so schändlich seines Regiments ist entsetzet worden.

Dionysius, der Tyrann. Gehe nur, ich gewinne doch nichts mit dir, wann ich gegen dich disputire. Solte ich jemals wieder auf die Oberwelt kommen, so will ich den Privat-Stand erwählen; oder aber ich will mich suchen bey dem jenigen Volck beliebt zu machen, das ich beherrschen werde.

Das

Das XXII. Gespräch.

Plato und Aristoteles.

Critic der Aristotelischen Philosophie, Gründlichkeit von denen ewigen Ideen des Ewigen.

Aristoteles.

HAbt ihr euren alten Schüler vergessen? Kennet ihr mich nicht mehr?

Plato. Ich erkenne euch mit nichten für meinen Schüler. Ihr habt niemahlen an nichts anders gedacht, als der Meister aller Weltweisen zu seyn, und diejenige in Vergessenheit zu bringen, die vor euch waren.

Aristoteles. Dieses macht, weil ich gewisse Grund-Lehren vorgebracht, und sie aufs zierlichste erläutert hatte. Ich hab keiner poetischen Feder mich bedienet, um das scharfsinnige zu suchen; Ich habe mich in keinen Galimathias verwirret; Ich bin nicht in die ewige Ideen gerathen.

Plato. Alles, was ihr gesagt, war aus denen Büchern genommen, welche ihr gesucht habt zu unterdrücken. Ihr habt euch, ich geb es zu, auf eine nette, eigentliche, reine Art auszudrücken gewußt, aber sie war auch dabey so trocken, daß sie nicht fähig war, die Scharfsinnigkeit der göttlichen Wahrheiten einem empfindlich zu machen. Was die ewigen Ideen betrift, so mögt ihr darüber euer Gespött halten, wie ihr wolt, ihr werdet doch derselben nicht entrathen können, wann ihr anders einige Wahrheiten sicher stellen wollet. Wie kan man eine Sache bejahen, oder verneinen,

nen, wo nicht solche Ideen vorhanden sind, die (ihrer Natur nach) unveränderlich sind? Woraus bestehet aber die Vernunft anders, als in solchen Ideen? Wären dieselbe veränderlich, so wär die Vernunft auch veränderlich. Heute würde das Ganze grösser seyn, als die Theile sind. Morgen würde eine andere Mode gelten, und ein Theil würde grösser, als das Gantze seyn. Diese ewige Ideen, die ihr wolt lächerlich machen, sind also die erste Grund-Wahrheiten der Vernunft, die beständig einerley und dieselbige bleiben. Wir urtheilen nicht über die erste Grund-Wahrheiten, sondern sie urtheilen über uns, und weisen uns zurecht, wann wir uns betrügen. So bald rede ich nicht verkehrt, so lachen andere Menschen darüber, und ich muß mich deswegen schämen. Dieses komt daher, weil meine Vernunft, und diejenige meiner Nachbarn, eine und dieselbige Regul ist, die über uns ist, und die auch wider unsern Willen sich meldet, um uns zurecht zu weisen; nicht anders, als wie ein gutes Richtscheit, womit man eine krum gezogene Linie grad machet. Dieses sind die erste und einfältigste Begriffe von allen Sachen, ohne welche ihr in nichts einige Gewißheit haben könnet, sondern nur im Finstern herumtappet.

Aristoteles. Ist auch etwas deutlicher verfaßt, als meine Sitten-Lehre?

Plato. Sie ist deutlich, sie ist schön, ich bekenne solches. Eure Logic ist scharfsinnig, ordentlich, bündig, sinnreich; Allein eure Physic ist nur eine Samlung von weit hergesuchten Redens-

Arten und von leeren Wörtern, um den Verstand daran zu gewöhnen, sich mit solchen Wörtern abzuspeisen, und ihnen glauben zu machen, daß sie etwas verstünden, so sie doch nicht verstehen. (*) Ihr würdet bey diesen Umständen der deutlichen und klaren Ideen sehr vonnöthen haben, um denjenigen Galimathias zu vermeiden, den ihr an andern tadelt. Ein vernünftiger Unwissender bekennet aufrichtig, daß ihm die erste Materie unbekannt sey. Einer von euren Schülern bildet sich ein,

(*) Es scheinet, der Herr von Fenelon habe sich hier verschrieben, oder dürfte es wohl gar ein Fehler des Abschreibers seyn, da hier die Logic des Aristotelis gerühmt, und hingegen dessen Physic gescholten wird. Solches ist wieder die gemeine Meynung der Gelehrten: dann seine Logic ist der höchste Aberwitz der menschlichen Vernunft:

> Qui le dilemme en main pretendent de l'abstrait
> Categoriquement diviser le secret.

Oder wie solches ein Teutscher in der neulichen Ubersetzung des Herrn Racine von der Religion gegeben hat:

> **Nur Aristoteles blieb noch ein weiser Mann /**
> **Weil er so zierlich schreibt / was niemand fassen kan.**
> **Wann wirst du diese Schmach / Vernunft / zu rächen trachten?**
> **O liebe Logica! du läßt sie gar verschmachten.**
> **Hier wird der blöde Mensch ein Thor / und doch gelehrt.**
> **Vortrefliche Natur / wie hat man dich verkehrt!**

ein, daß er Wunder-Dinge lehre, wann er sagt, sie sey weder was, noch wie, noch wie viel, noch irgend etwas von dem, wodurch ein Wesen kan bestimmet werden. Mit solchem Geplauder dünckét sich ein Mensch, ein grosser Weltweiser zu seyn, und verachtet dabey den gemeinen Mann. Die Epicurer, welche nach euch kamen, urtheilten schon viel vernünftiger, als ihr, wann sie von der Bewegung und von denen Figuren der kleinen Cörper sprachen, welche durch ihre Zusammenfügung alle die Composita ausmachen, die wir vor uns sehen. Zum wenigsten erörtert ihre Physic verschiedene Dinge auf eine wahrscheinlichere Art. Es ist wahr, sie sind nicht bis auf die erste Idee und Natur dieser kleinen Cörper gekommen. Sie setzten immer, ohne Beweis, gewisse Regeln voraus, die schon da sind, und die sie nicht wissen, von wem sie kommen; daraus schliessen sie hernach die Zusammenfügung der ganzen Natur, die sich empfinden macht, so gut sie können. Diese Philosophie ist allerdings in ihrem Grund nichts anders, als eine blosse Erdichtung; sie dienet aber gleichwohl, uns von vielen Dingen in der Natur einen Aufschluß zu geben. Eure Physic lehret nichts, als blose Wörter; Es ist dieses keine Philosophie, sondern ein Mischmasch von einer seltsamen Sprache. Tiresias verkündiget euch schon, daß dermaleins andere Weltweisen kommen würden, die euch aus denen Schulen vertreiben solten, in welchen ihr so lange regieret habt, und die folglich euren Ruhm um gar vieles herunter setzen würden.

Aristoteles.

Aristoteles. Ich wolte meine Lehr-Sätze verbergen, und dieses hat verursacht, daß ich meine Physic so verdeckt vorgetragen habe.

Plato. Ihr seyd darinn dermassen glücklich gewesen, daß euch kein Mensch verstehet; oder wenigstens, wann man euch verstehet, so findet man, daß ihr nichts sagt.

Aristoteles. Ich konte nicht alle Wahrheiten bis auf den Grund erforschen, noch mit allen die Probe machen.

Plato. Niemand hätte solches mit mehrerer Bequemlichkeit thun können, als ihr. Ihr waret in grosem Ansehn, und hattet des Alexanders Geld. Wann ich dergleichen Vortheile gehabt hätte, so wolte ich schöne Entdeckungen gemacht haben.

Aristoteles. Ihr hättet euch zu dem Ende des Tyrannen Dionysius Gunst besser zu Nutz machen sollen, um von ihm gleiche Vortheile zu ziehen.

Plato. Ich konte weder einen Höfling, noch Schmeichler abgeben: doch da ihr für gut findet, daß man sich die Gunst der Fürsten zuwegen bringen soll, wie daß ihr selbst derjenigen eures Lehrlings dadurch verlustig würdet, indem doch eure Ehrsucht nur hohe Dinge zu unternehmen suchte?

Aristoteles. Ach! dieses ist leider nur allzuwahr. Zuweilen erinnert er sich zwar noch in diesen unterirrdischen Gegenden derjenigen Vertraulichkeit, darinnen er mit mir gelebet hat. Auf ein andermal aber thut derselbe, als ob er mich gar nicht kennete, und würdiget mich kaum so viel, daß er mich noch ansiehet.

Plato.

Plato. Dieses geschiehet wohl deswegen, weil er in eurer Aufführung nicht die reine Sitten-Lehre, wie in euren Schriften, gefunden hatte. Bekennet die Wahrheit, ihr gleichet gar wenig eurem Grosmüthigen.

Aristoteles. Und ihr, habt ihr nicht von der Verachtung aller irrdischen und vergänglichen Dingen gesprochen, da ihr, dem ungeacht, doch sehr prächtig lebtet.

Plato. Ich bekenne solches; aber ich war in meinem Vaterland angesehen: Ich lebte darinn bescheidentlich, und mit Ehren. Ich habe, ohne Macht, und ohne Ehrsucht der Griechen, ihre Hochachtung erlanget. Der Weltweise von Stagyra, der alles in dem Reich seines Schülers wolte untereinander verwirren, war in der That eine Person, die nach einer guten Philosophie nicht anders, als verhaßt seyn konte.

Das XXIII. Gespräch.
Alexander und Aristoteles.

So gros auch die natürliche Eigenschaften eines jungen Prinzen seyn mögen; so hat er dennoch alles zu fürchten, wenn er sich nicht denen Schmeichlern entziehet, und wenn er sich nicht bey guter Zeit daran gewöhnet, seinen Begierden zu widerstehen, und diejenige zu lieben, die das Herz haben, ihm die Wahrheit zu sagen.

Aristoteles.

Ich bin erfreut, meinen Schüler zu sehen. Welche Ehre für mich den Uberwinder von Asien unterwiesen zu haben.

Alexander. Mein lieber Aristoteles, ich sehe dich mit Vergnügen wieder. Ich habe dich nicht gesehen, seitdeme ich Macedonien verlassen: Allein, ich habe dich niemals vergessen bey allen meinen Siegen, du weist es wohl.

Aristoteles. Erinnerst du dich noch deiner Jugend, die so Lieb-reitzend war?

Alexander. Ja, mich dünckt, ich wär noch zu Pella, oder zu Pydne, und du kämest von Stagyra, um mich in der Philosophie zu unterrichten.

Aristoteles. Du hattest aber ein wenig meine Lehren vergessen, als dein allzugroses Glück dein Herz truncken machte.

Alexander. Ich bekenne solches. Du weist wohl, daß ich aufrichtig bin. Nunmehro, da ich nichts weiter, als der Schatten vom Alexander bin, erkenne ich, daß Alexander für einen Sterblichen allzu stolz und hochmüthig war.

Aristoteles. Du hattest nicht meinen Grosmüthigen zum Muster genommen.

Alexander. Ich hütete mich wohl dafür; denn dein Grosmüthiger ist nichts, als ein Pedant. Er hat nichts wahrhaftes und natürliches: er ist durchgehends übertrieben und gezwungen.

Aristoteles. Wie, warest du nicht gezwungen in deinem Heldenmuth? Weinen, aus Ursach, daß man noch keine Welt bezwungen, da man sagte, daß es deren verschiedene gäben: Unendliche Königreiche zu durchstreichen, um sie ihren Königen wieder zu geben, wenn man sie überwunden hatte: Die ganze Welt zu verwüsten, um von sich sprechen zu machen: Die Mauren einer feindlichen Stadt allein zu ersteigen: für eine Gottheit sich auszugeben. Nein, du warest in der That noch viel gezwungener, als mein Grosmüthiger.

Alexander. Sehe doch, wie ich wieder in deiner Schule bin. Du sagst mir alle diese Wahrheiten, als ob wir noch miteinander zu Pella wären. Es war nicht so sicher gewesen, mit mir also bey dem Euphrat zu reden. Allein auf denen Ufern des Styx höret man die Verweise gedultig an; Sag mir also, mein lieber Aristoteles, du, der du alles weist, woher komt es doch, daß gewisse Prinzen so artig in ihrer Jugend sind, nachgehends aber alle gute Lehren, die sie angenommen haben, wieder vergessen, so bald sie solche in die Ausübung bringen sollen? Was hilfts, wann sie in ihrer Jugend wie die junge Papogeyen reden, und alles dasjenige gut heissen, was gut ist, und daß die Vernunft, an statt sie bey ihnen mit denen Jahren zunehmen solte, von ihnen zu fliehen scheinet, so bald sie zu der Regierung gelangen?

Ari-

Aristoteles. Deine Jugend war in der That recht vortreflich; Du unterhieltest mit vieler Höflichkeit die Abgesandten, welche zu dem Philippus kamen; Du liebtest die Wissenschaften, du lasest die Poeten, du warest von dem Homerus entzücket; Dein Herz entflamte sich, wenn man dir die grose Thaten der Helden erzehlte. Als du die Stadt Thebe einnahmest, schontest du das Haus des Pindarus; Du besahest darauf auf deinem Zug in Asien das Grab des Achilles und das zerstörte Troja. Alles dieses zeigte ein leutseliges Wesen, das bey der Betrachtung schöner Sachen empfindlich war. Man bemerckte noch diese trefliche Gemüths-Art, als du dein Leben dem Arzt Philippus anvertrautest; besonders aber, da du die Familie des Darius so wohl hieltest, sogar, daß sich dieser sterbende König damit tröstete, du würdest der Vater seiner Kinder seyn. Siehe, was die Philosophie und deine Gemüths-Art in dich geleget hatten. Das übrige aber mag ich nicht sagen.

Alexander. Sag es nur, sag es nur, mein lieber Aristoteles, du hast nun nichts mehr zu scheuen.

Aristoteles. Der Pracht, die Wohllüste, das Mißtrauen, die Grausamkeiten, der Zorn, die Wuth gegen deine Freunde, die Leichtglaubigkeit, in Ansehung der schändlichen Schmeichler, die dich einen Gott nannten ....

Alexander. Ach! du sagst die Wahrheit. Ich wünschte, daß ich damals gestorben wär, als ich den Darius überwunden hatte?

Aristoteles. Wie! woltest du nicht auch die übrige Orientalische Länder unter deine Botmäßigkeit gebracht haben?

Alexander. Diese Eroberung macht mir mehr Schande, als Ehre, weil ich durch mein groses Glück hingerissen wurde, und darüber vergaß, daß ich ein Mensch war. Aber, sage mir doch: Wie komts, daß man in der Kindheit so weise, und hingegen solches so wenig ist, wenn die Zeit komt, solches zu seyn?

Aristoteles. Dieses komt daher, weil man in der Jugend unterwiesen, aufgemuntert, und durch weise Leute bestrafet wird. Hernach überliefert man sich dreyen Feinden: dem Hochmuth, denen Begierden und denen Schmeichlern.

Das XXIV. Gespräch.

Alexander und Clitus.

Traurige Empfindlichkeit der Grosen, welche ihre treue Bedienten nicht leiden können, wenn sie ihnen ihre Gebrechen vor Augen stellen.

Clitus.

Guten Tag, groser König. Seit wann bist du dann bey diesen finstern Bächen angekommen?

Alexander. Ach! Clitus, gehe von mir, ich kan deinen Anblick nicht vertragen; er verweiset mir mein Verbrechen.

Clitus. Pluto will, ich soll dir vor deinen Augen bleiben, um dich dadurch zu strafen, weil du mich so ungerecht hast ums Leben gebracht. Es thut mir solches leid, dann ich liebe dich noch, ohneracht, daß du mir so übel begegnet bist; aber ich kan dich nicht mehr meiden.

Alexander. O grausame Gesellschaft! Allzeit einen Menschen um sich sehen, der uns desjenigen erinnert, was man mit so vieler Schande begangen hat.

Clitus. Ich sehe ja meinen Mörder; warum soltest du dann nicht einen Menschen sehen können, welchen du hast sterben machen? Ich sehe wohl, daß die Grosen empfindlicher sind, als andere Menschen: sie wollen nur immer solche Leute um sich haben, die mit ihnen zufrieden sind, die ihnen schmeicheln, und die sich stellen, als ob sie dieselben bewunderten. Es ist an denen Ufern des Styx keine Zeit mehr so zärtlich zu seyn. Man muß diese Zärtlichkeit ablegen, wenn man die Königliche Hoheit verlässet. Du hast hier nichts mehr zu vergeben, und du wirst hier keine Schmeichler finden.

Alexander. Ach welches Unglück! Auf Erden war ich ein Gott; Hier bin ich nichts, als ein Schatten, und man verweiset mir ohne Mitleiden meine Fehler.

Clitus. Warum begiengest du solche?

Alexander. Ich hatte zu viel getruncken, da ich dich erstach.

Clitus. Dieses ist eine schöne Entschuldigung für einen Helden und für einen Gott! Derjenige, der so vernünftig seyn solte, die ganze Welt zu regieren, verlohr die Vernunft gar, und wurde denen wildesten Thieren gleich. Doch bekenne die Wahrheit, du warest noch trunckener von deiner närrischen Ehre und von deinem Zorn, als von dem Wein. Du kontest nicht leiden, daß ich deinen Hochmuth bestrafte, welcher dich so

weit verleitete, göttliche Ehre anzunehmen, und diejenige Dienste zu vergessen, die man dir geleistet hatte. Antworte nur; Ich fürchte mich nicht mehr, daß du mich entleibest.

Alexander. O ihr grausame Götter! Ach! daß ich mich nicht an euch rächen kan; Ach! was sag ich? ich kan mich nicht einmal an dem Schatten des Clitus rächen, der sich unterstehet, mich so vermessentlich hier zu beleidigen.

Clitus. Siehe da, du bist noch so zornig und so grimmig, als du unter denen Lebendigen warest. Allein, hier fürchtet sich niemand für dir; ich aber habe Mitleiden mit dir.

Alexander. Wie? der grose Alexander soll einem so schlechten Menschen, wie Clitus ist, noch Mitleiden machen? O könt ich ihn doch umbringen! oder könt ich mich doch nur selbst umbringen?

Clitus. Du kanst weder eines, noch das andere thun; die Schatten sterben nicht; du bist nun unsterblich; allein auf eine andere Art, als du solches gesucht hast. Du must dich entschliessen, nichts mehr, als ein bloser Schatten, wie ich und die geringste Leute, zu seyn. Du findest hier keine Länder mehr zu verheeren, noch Könige, dir unterthänig zu machen, noch Palläste, in deiner Trunckenheit zu verbrennen, noch lächerliche Mährgens, wie du der Sohn des Jupiters seyst, zu erzehlen.

Alexander. Du handthierest mich, wie den elendesten Bettler.

Clitus. Nein, ich erkenne dich für einen grosen Welt-Bezwinger und für einen hohen Geist,

den aber sein allzuschnelles Glück verdorben hat. Wie kanst du dich darüber so beleidiget finden, wenn man dir die Wahrheit sagt? Wann dir die Wahrheit zuwider ist, so kehre wieder nach der Erden zurück, und suche daselbst deine Schmeichler.

Alexander. Worzu dienet mir doch alle meine Ehre, da Clitus selbst meiner nicht verschonet?

Clitus. Dein Gähzorn hat unter denen Sterblichen deinen Ruhm verletzet; wie wilt du solchen in dem Reich der Todten unverletzet erhalten? du must jetzo bescheiden mit denen Schatten umgehen, weil sie mit dir nichts mehr zu verliehren, noch zu gewinnen haben.

Alexander. Sagtest du aber nicht, daß du mich liebtest?

Clitus. Ja, ich liebe deine Person, ohne deine Fehler zu lieben.

Alexander. Wenn du mich liebest, so schone mich doch.

Clitus. Weil ich dich liebe, so werde ich dich nicht schonen; Wann du, in Betrachtung der Frauen und der Töchter des Darius, so keusch schienest; wann du für diesen überwundenen König so viele Grosmuth sehen liessest, verdientest du ein groses Lob; Ich gab dir solches. Das Glück machte dich darauf der Sorgfalt für deine Ehre vergessen. Ich verlasse dich. Gehab dich wohl.

Das XXV. Gespräch.

Alexander und Diogenes.

Die Schmeicheley ist denen Fürsten überaus schädlich.

Diogenes.

SEh ich nicht Alexandern unter denen Todten?

Alexander. Du betrügst dich nicht, Diogenes.

Diogenes. Wie! sterben dann die Götter auch?

Alexander. Nein, nicht die Götter, aber wohl die Menschen, welche ihrer Natur nach sterblich sind.

Diogenes. Glaubst du dann, nur ein bloser Mensch zu seyn;

Alexander. Was könt ich wohl anders von mir glauben?

Diogenes. Du bist sehr bescheiden nach deinem Tod. Wärest du solches in deinem Leben gewesen, so würde nichts an deinem Ruhm gemangelt haben.

Alexander. Worin hab ich mich dann so sehr vergessen?

Diogenes. Du fragst solches; du, der du nicht zufrieden warest, ein Sohn eines grosen Königs zu seyn, der ganz Griechenland unter seine Botmässigkeit gebracht hatte, sondern dich sogar von dem Jupiter herleiten woltest. Man machte sich bey dir beliebt, wenn man dir sagte, daß eine Schlange sich der Olympias genähert hätte. Du woltest lieber dieses Unthier für deinen Vater erkennen, weil solches deinem Hochmuth schmeichelte, als deine

deine Abstammung von verschiedenen Königen in Macedonien herrechnen, weil du in dieser Geburt nichts, als was menschlich war, fandest. Nahmest du nicht die niederträchtige und schändliche Schmeicheleyen der Priesterin von Jupiter Ammon an? Sie machte dir weis, es wär eine Gotteslästerung, wenn man glauben wolte, daß dein Vater hätte durch Mörder umkommen können. Du hast dir diese heilsame Nachrichten wissen zu Nutz zu machen, und du hütetest dich nachgehends sehr, nicht in dergleichen Gottlosigkeiten zu verfallen. O allzuschwacher Mensch! für die grose Gaben, welche der Himmel dir anvertrauet hatte.

Alexander. Meynest du dann wohl, Diogenes, daß ich so unsinnig gewesen sey, allen diesen Fabeln Glauben beyzumessen?

Diogenes. Warum gabst du ihnen dann ein Ansehen?

Alexander. Deswegen, weil sie mir selbst ein Ansehen gaben. Ich verachtete sie, und bediente mich ihrer, weil sie mir eine vollkommene Macht über die Menschen zuwegen brachten. Diejenige, welche den Sohn des Philippus wenig verehret hatten, zitterten vor dem Sohn des Jupiters. Das Volck muß nothwendig betrogen werden; die Wahrheit ist bey demselben zu schwach; die Lügen haben mehr Nachdruck bey ihm. Die einzige Antwort der Priesterin, davon du so spöttisch redest, hat meine Eroberungen mehr befördert, als meine Herzhaftigkeit, und als alle meine verschmizte Anschläge. Man muß die Menschen kennen, sich nach ihnen messen, und sie auf solche Wege zu lencken wissen, welche sie geneigt sind, von sich selbst einzuschlagen.

Diogenes. Die Menschen, die so sind, wie du solche hier abmahlest, sind so Verachtungswürdig, als die Irrthümer, denen sie sich ergeben. Um von solchen nichtswürdigen Menschen dich verehrt zu sehen, hast du deine Zuflucht zu denen Lügen genommen, welche dich so unwürdig machten, als sie.

Das XXVI. Gespräch.

Diogenes, und Dionysius, der Aeltere.

Ein Fürst, der seine Glückseligkeit und seine Ehre darinn bestehen macht, seine Begierden und Wohllüste zu vergnügen, ist weder in diesem, noch in jenem Leben glücklich.

Dionysius, der Aeltere.

Ich bin erfreut, einen so berühmten Menschen, wie dich, zu sehen. Alexander hat mir von dir gesprochen, seit dem er in diese Gegenden gekommen ist.

Diogen. Ich hatte nur zu viel von dir auf Erden reden hören. Du machtest ein solches Geräusch, wie die Fluthen, wann sie alles überschwemmen.

Dionysius, der Aeltere. Ist es wahr, daß du in deinem Faß so vergnügt gelebet hast?

Diogenes. Ein gewisses Kennzeichen, daß ich mich darin in einem glückseligen Zustand befand, ist dieses, daß ich niemals nichts suchte; und daß ich sogar auch die Anerbietungen dieses jungen Maceboniers

doniers ausschlug, von welchem du redest. Ist es aber hingegen nicht auch wahr, daß, ohnerachtet du Syracusa und ganz Sicilien besassest, du nichts destoweniger doch nicht glücklich warest, weil du noch suchtest durch Reggio in ganz Italien einzudringen.

Dionysius der ältere. Deine Eingezogenheit war nichts als Hochmuth und eine gezwungene Tugend.

Diogenes. Deine Ehrsucht war nichts als Narrheit und aberwitziger Stolz, der weder dir noch andern Gerechtigkeit wiederfahren ließ.

Dionysius der älter. Du redest sehr verwegen.

Diogenes. Und du meynest auch hier noch ein Tyrann zu seyn?

Dionysius der ältere. Ach! ich spüre wohl, daß ich nichts mehr bin. Ich hielte die Syracusaner, wie ich mich dessen zum öftern gerühmet, mit diamantenen Fesseln gefangen; aber die Scheer der Parzen hat solche entzwey geschnitten mit samt dem Faden, an welchem meine Tage hingen.

Diogenes. Ich höre dich seufzen, und ich bin versichert, daß du auch in deiner Herrlichkeit geseufzet hast. Ich, für mein Theil, seufzete nicht in meinem Faß, und ich darf hier unten eben so wenig seufzen: dann ich habe nach meinem Tod nichts hinterlassen, dessen Verlust mir Schmerzen verursachen könte. O mein armer Tyrann! wie vieles hast du durch deine Reichthümer verlohren; und wie vieles hat Diogenes gewonnen, weil er nichts besas.

Dionysius der ältere. Alle Lustbarkeiten haben

ben sich mir in der Menge dargestellet: meine Music war unvergleichlich. Ich hatte die allerleckerhafteste Tafel; Sclaven, so viel, daß ich sie nicht zehlen konte; die köstlichste Rauchwerck; Geschirre und Zierrathe von Gold und Silber; Gemählde, Bild-Säulen, Schauspiele von allerhand Art, witzige Leute, die mich mit ihren Gesprächen unterhielten und mich lobten; Waffen und Kriegs-Heere, meine Feinde zu überwinden . . . .

Diogenes. Und über dieses auch Argwohn, Unruhe und ein stets aufgebrachtes Wesen, welches dich verhinderte, aller dieser Güter recht zu geniessen.

Dionysius der ältere. Ich bekenne solches; aber solte ich deswegen, wie du, in einem Faß mein Leben zubringen?

Diogenes. Ey, was hinderte dich dann ruhig als ein ehrlicher Mann, gleich andern, in deinem Hause zu leben, und der süssen Weisheit obzuliegen? Allein, so sahest du immer, bey aller deiner Herrlichkeit, ein bloses Schwerd über deinem Haupte schweben.

Dionysius der ältere. Laß uns davon nicht mehr sprechen, du wilst nur meiner spotten.

Diogenes. Wirst du dann wohl noch eine andere Frage erdulden können, welche eben so starck als jene ist?

Dionysius der ältere. Ich muß solche wohl erdulden; ich kan dich nicht mehr bedrohen, um dich daran zu verhindern. Ich bin allhier ziemlich entwafnet.

Diogenes. Hattest du nicht allen denenjenigen

gen Geschencke versprochen, welche neue Lustbarkeiten erfinden würden? War das nicht ein rasender Trieb zur Wollust? O wie sehr hast du dich in deiner Rechnung betrogen gefunden! Du hast alles in deinem Land verheeret, um glücklich zu seyn, und gleichwohl bliebest du so elendig, daß du unaufhörlich nach denen Lüsten seufzen mustest *.

Dionysius der ältere. Ich muste wohl neue Lüste erfinden lassen: denn alles, was uns sonst eine Lust erwecken konte, war bey mir erschöpft.

Diogenes. So war dir also die gantze Natur hierinn nicht zureichend? Denn was hätte doch wohl immer deine rasende Begierden befriedigen können? Würden auch alle neue Ergötzlichkeiten das Mißtrauen und die Reue über so viele begangene Missethaten bey dir haben ausrotten können?

Dionysius der ältere. Nein, allein die Krancken suchen, so gut sie können, bey ihren Schmerzen sich eine Linderung zu verschaffen. Sie probieren neue Mittel, um ihre Genesung zu befördern, und neue Saft-Wasser, um sich dadurch zu erfrischen.

Dio-

(*) Wir haben hier den Worten des Verfassers einen andern Schwung gegeben, der hoffentlich dessen Sinn deutlicher ausdrückt; dessen Worte heissen: Avoir tout renversé dans son pays pour être heureux, & être si miserable & si affamé des plaisirs. Wir haben uns dergleichen Freyheiten selten bedienet: denn das Urbild ist so deutlich und schön, daß man selten vonnöthen hat, sich anderer Ausdrücke zu bedienen, um dessen Sinn zu treffen.

Diogenes. Du hattest also deinen Geschmack verlohren, und warst doch dabey hungerig: Es eckelte dir vor allem, was du hattest, dargegen warst du hungerig nach allem, was du nicht haben kontest. Sehet hier einen glücklichen Zustand, und diesen suchtest du mit so vieler Mühe zu erlangen und zu erhalten? Ist dieses nicht ein schönes Mittel, sich glücklich zu machen? Du hast wohl Ursach, über mein Faß zu spotten, wo ein wenig Wasser, Brod und Sonnen-Licht mich zufrieden stellten. Wenn man diese einfältige Ergötzlichkeiten der reinen Natur recht zu gebrauchen weiß, so erschöpfen sie sich niemahls, und man hat immer genug. Alleine, wo man sie verachtet, so mag man noch so reich und noch so mächtig seyn, so mangelts doch an allem: indem man nichts geniessen kan.

Dionysius der ältere. Diese Wahrheiten, welche du mir sagest, machen mich betrübt: dann ich dencke an meinen Sohn, den ich nach mir auf dem Thron gelassen habe (*). Er wäre weit glücklicher, wann ich ihn hätte einen armen Handwercksmann werden lassen, der sich zu bescheiden wüste, und durch Widerwärtigkeiten wär geübet worden; zum wenigsten genösse er doch einiger wahrhaften Ergötzlichkeiten, welche die Natur denen-

(*) Der Verfasser bedienet sich hier des Worts Tyrann, (que j'ai laissé Tyrann aprez moi) dieses hieß sonst so viel, als ein eigenmächtiger Fürst; heut zu Tage aber wird es nur in einem bösen Sinn gebrauchet, und bedeutet so viel, als ein unbarmhertziger Blutdürstiger und grausamer Wüterich.

nenjenigen, die im Mittel-Stand leben, nicht verweigert.

Diogenes. Um ihm wieder zum Geschmack zu verhelfen, müste man ihn Hunger leiden lassen; und um ihm die lange Weil in seinem goldenen Pallast zu benehmen, müste man ihm die Herberge in meinem Faß anweisen, welches durch meinen Tod ist ledig worden.

Dionysius der ältere. Bey allem dem dürfte er schwerlich sich bey derjenigen Macht zu erhalten wissen, die ich mit so vieler Mühe ihm erworben habe.

Diogenes. Ey, was solte wohl ein Mensch wissen, der in aller Weichlichkeit erzogen und in einer allzu grossen Herrlichkeit ist gebohren worden? Kaum weiß er einer Lust zu geniessen, wann sie sich ihm darstellet. Die ganze Welt muß sich deswegen quälen, um ihn lustig zu machen.

Das XXVII. Gespräch.

Pyrrho und sein Nachbar.

Falschheit und Lächerlichkeit des Pyrrhonismus.

Der Nachbar.

Guten Tag, Pyrrho! Man sagt, ihr hättet viele Schüler, und eure Schul wär sehr berühmt: Woltet ihr wohl mich auch aufnehmen und unterweisen?

Pyrrho. Ich will es; wie mich dünckt.

Der Nachbar. Warum setzet ihr hinzu: Wie mich

mich dünckt? Wisset ihr dann nicht, ob ihr wollt? Wenn ihr es nicht wisset, wer weiß es dann? Und was wisset ihr dann, ihr, der ihr doch für einen so gelehrten Mann gehalten werdet?

Pyrrho. Ich, ich weiß nichts.

Der Nachbar. Was lernet man dann, wenn man euch höret?

Pyrrho. Nichts, gar nichts.

Der Nachbar. Warum höret man euch dann?

Pyrrho. Um sich seiner Unwissenheit zu überzeugen. Heißt das nicht vieles wissen, wenn man weiß, daß man nichts weiß.

Der Nachbar. Nein, darzu gehöret wohl kein groses Wissen nicht. Ein grober und unwissender Bauer erkennet seine Unwissenheit, und ist gleichwohl weder ein Philosophus, noch sonst ein geschickter Mensch; er erkennet dem ungeacht noch besser seine Unwissenheit als ihr: dann ihr meynet euch über das ganze menschliche Geschlecht hinaus zu setzen: indem ihr euch so stellet, als ob ihr nichts wüßtet. Diese affectirte Unwissenheit benimt eurer stolzen Einbildung nichts, an statt daß der Bauer, der seine Unwissenheit erkennet, sich in allen Sachen selbst nicht trauet, und darum aufrichtig ist.

Pyrrho. Ein Bauer glaubet nur, er wisse solche Dinge nicht, die erhaben sind, und die ein gewisses Nachdencken erfordern; aber er glaubet nicht, daß er nicht wisse, ob er gehe, ob er spreche, ob er lebe. Ich weiß dieses alles nicht, und dieses mit Grund.

Der

Der Nachbar. Wie, ihr wisset dieses alles nicht? Schöne Gründe, wo man keine Gründe zulassen will!

Pyrrho. Allerdings, ich weiß nicht, ob ich leb, ob ich bin: Mit einem Wort, ich weiß gar nichts.

Der Nachbar. Wisset ihr dann auch nicht, ob ihr dencket?

Pyrrho. Ja, ich weiß es nicht.

Der Nachbar. Von allen Dingen nichts wissen, heißt so viel, als an allen Dingen zweiffeln. Ist es nicht wahr?

Pyrrho. Solches ist wahr, wenn etwas wahr seyn kan.

Der Nachbar. Nichts wissen und zweiffeln ist einerley. Zweiffeln und dencken ist wieder einerley; also könt ihr nicht zweiffeln, ohne zu dencken. Euer Zweiffel ist also die gewisse Probe, daß ihr dencket. Folglich ists etwas gewisses: indem euer Zweiffel selbst ein Beweiß ist von der Gewißheit, daß ihr dencket.

Pyrrho. Ich weiß so gar auch meine Unwissenheit nicht. Sehet, hier seyd ihr gefangen.

Der Nachbar. Wenn euch eure Unwissenheit unbewußt ist, warum sprecht ihr dann davon? Warum vertheidiget ihr solche? Warum wolt ihr davon eure Schüler unterrichten, und ihnen von allem dem, was sie jemahls geglaubet haben, den Irrthum zeigen? Wenn ihr so unwissend seyd, daß ihr auch eurer Unwissenheit nicht einmahl bewußt seyd, so müßt ihr darüber andern keinen Unterricht geben, noch diejenige verachten, welche glauben, die Wahrheit zu wissen.

Pyrrho. Das ganze Leben ist vielleicht nur ein stets währender Traum. Vielleicht ist der Augenblick des Todes ein schnelles Erwachen, wo man den Betrug sehen wird von dem, was uns so wahrhaftig ist vorgekommen; wie ein Mensch, der aus dem Schlaf erwacht, die Gespenster nicht mehr siehet, die er im Traum zu sehen und zu fühlen sich hat eingebildet.

Der Nachbar. Ihr befürchtet euch also mit ofnen Augen zu schlafen und zu traumen? Ihr sezt zu allen Sachen: vielleicht; aber dieses vielleicht, davon ihr sprecht, ist ein Gedancke. Euer Traum, so falsch er auch ist, ist gleichwohl der Traum eines Menschen, der schlummernd dencket. Zum allerwenigsten ist es sicher, daß ihr traumet: denn man muß etwas seyn, und zwar etwas denckendes, um Träume zu haben. Etwas, das nichts ist, kan weder schlafen noch träumen, noch sich betrügen, noch unwissend seyn, noch zweiffeln, noch vielleicht sagen. Sehet demnach euch, wider euren Willen, dahin gebracht, etwas zu wissen, nemlich eure Träumerey, und daß ihr wenigstens ein träumendes und denckendes Wesen seyd.

Pyrrho. Diese Scharfsinnigkeit ist mir verdrieslich; ich mag keinen so spitzfindigen und beschwerlichen Schüler in meiner Schule haben.

Der Nachbar. Ihr wolt also und wolt auch nicht. In der That, alles, was ihr sagt, und alles, was ihr thut, widerspricht euer gezwungenes Zweiffeln. Eure Secte ist eine Secte der Lügner. Wenn ihr mich nicht wolt zum Schüler anneh=

annehmen, so will ich euch noch vielweniger zum Lehrmeister haben.

Das XXVIII. Gespräch.

Pyrrhus
und
Demetrius Poliocrates.

Die Mäßigkeit und Tugend machen Helden, und nicht die Eroberungen und das Glück der Waffen.

Demetrius.

Ich komme, hier den grösten Helden zu begrüssen, welchen Griechenland nach dem Alexander gehabt.

Pyrrhus. Ist dieses nicht Demetrius, den ich hier sehe? Ich kenne ihn an der Abschilderung, welche man mir allhier von ihm gemacht hat.

Demetrius. Habt ihr von denen grosen Kriegen reden hören, die ich führen muste?

Pyrrhus. Ja, ich habe aber auch von euren Wohllüsten im Frieden, und von eurer Zaghaftigkeit reden hören.

Demetrius. Wenn ich ein wenig denen Wohllüsten mich ergeben habe, so sind solche durch meine grose Thaten wieder auf das beste ersetzet worden.

Pyrrhus. Was mich betrift, so bin ich in allen Kriegen, die ich geführet habe, standhaft gewesen. Ich habe den Römern gewiesen, daß ich meine

meine Bundsgenossen unterstützen konte; dann als sie Tarent angriffen, kam ich ihnen mit einem mächtigen Heer zu Hülfe, und ließ die Römer die Stärcke meines Arms empfinden.

Demetrius. Doch wurde Fabricius endlich euer Meister; und man sahe wohl, daß eure Völcker mit denen Römern nicht zu vergleichen waren. Eure Elephanten brachten euch den Sieg zuwegen, dann sie verwirrten die Ordnungen der Römer, welche nicht gewohnet waren, auf diese Art zu streiten; Aber in der andern Schlacht war von beyden Theilen der Vortheil gleich; In dem dritten erfochten die Römer einen völligen Sieg. Ihr wurdet genöthiget, wieder nach Epirus zurück zu kehren, und starbt endlich von der Hand eines Weibes.

Pyrrhus. Ich starb im Streit; Aber was euch betrift, so weiß ich wohl, was euch ins Grab gebracht, solches waren eure Schwelgereyen und Uppigkeiten. Ihr habt harte Kriege geführet, ich bekenne es, und habt auch gesieget; Aber mitten in euren Kriegen hattet ihr einen ganzen Schwarm Huren um euch, die euch beständig, wie die Lämmer ihrem Hirten, nachfolgten. Ich habe mich allezeit standhaftig in allen Gelegenheiten, auch selbst in meinen Widerwärtigkeiten erwiesen, und ich glaube, daß ich darinn den Alexander noch übertroffen habe.

Demetrius. Ja wohl, seine Thaten haben die deinigen weit übertroffen. Auf Bocks-Häuten über die Donau setzen, den Paß von Granitza mit wenig Mannschaft gegen eine ungeheure Menge Kriegs-Völcker behaupten, immer die

Persianer sowohl im ofnen Feld, als in enge Pässen, überwinden, ihre Städte erobern, und bis in Indien eindringen: Kurz, ganz Asien bezwingen: Dieses alles will weit mehr sagen, als in Italien eindringen, und sich genöthiget sehen, mit Schanden wieder nach Haus zurück zu gehen.

Pyrrhus. Alexander erwarb durch diese grose Siege den Tod, denn man sagt für gewiß, daß Anti-Pater, den er in Macedonien gelassen, ihn zu Babylon mit Gift hätte umbringen lassen, um alle dessen Länder zu überkommen.

Demetrius. Seine Hofnung war vergebens, und mein Vater zeigte ihm, daß er es mit einem Stärckern zu thun hatte.

Pyrrhus. Es ist wahr, daß ich dem Alexander ein böses Exempel gab; dann ich hatte im Sinn, Italien zu erobern. Er aber wolte sich zum König von der ganzen Welt machen, und er würde viel glücklicher gewesen seyn, wann er wär König in Macedonien geblieben, als da er wie ein Unsinniger in ganz Asien herum strich.

Das XXIX. Gespräch.

Demosthenes und Cicero.

Vergleichnis zwischen diesen beyden Rednern, wo man die Eigenschaft einer wahren Beredtsamkeit entworfen findet.

Cicero.

Wie! hältst du mich für einen mittelmäßigen Redner?

Demosthenes. Nicht mittelmäßig, dann ich masse mir über keine mittelmäßige Person den Vorzug an. Du bist sonder Zweifel ein berühmter Redner gewesen. Du hattest grosse Parthien; aber du giengest öfters von demjenigen ab, worinn die Vollkomenheit bestehet.

Cicero. Hattest du dann keine Fehler?

Demosthenes. Ich glaube daß man mir keine kan aufbürden, in Ansehung der Beredtsamkeit.

Cicero. Kanst du wohl die Gaben deines Geistes mit denen meinigen vergleichen? du, der du so trocken, ohne Zierlichkeit bist; der du stets dich in so engen Schrancken eingeschlossen hältst; du, der du dich über nichts hast wissen auszulassen; du, dem man nichts konte von seinen Reden wegnehmen; so sehr ist die Art, damit du eine Sache vorträgst, gleichsam ausgehungert, wo ich anders dieser Redens-Art mich bedienen darf. Dargegen wußte ich meinen Sachen einen solchen Umschweif zu geben, daß man daraus den Uberfluß und die Fruchtbarkeit meines Geistes dermassen erkennen konte, daß man zu sagen pflegte: Man könte meinen Schriften nichts mehr hinzusetzen. Demo-

Demosthenes. Derjenige, dem man von seinen Reden nichts wegnehmen kan, hat nichts gesagt, als was vollkommen ist.

Cicero. Derjenige, dem man in seinen Reden nichts hinzufügen kan, hat nichts ausgelassen, was dazu dienet, sein Werck recht auszuzieren.

Demosthenes. Findest du in deinen Reden nicht mehr Geist, als in den meinigen? Sprich mir aufrichtig, ist nicht dieses die Ursach, warum du dich über mich erhebest:

Cicero. Ich will dir solches wohl gestehen, weil du mir also sprichst. Meine Reden sind unendlich mehr ausgezieret, als die deinige. Sie zeigen weit mehr Verstand, Artigkeit, Kunst und Deutlichkeit. Ich weiß eine und dieselbe Sache wohl auf mehr, als zwanzigerley Art vorzutragen. Man konte nicht unterlassen, meinen Witz zu bewundern, wenn man mich reden hörte; ja man war so entzückt über meine Kunst, daß ich durch das stete Zuruffen, und durch die Lob-Sprüche, die man mir gab, öfters ganz unterbrochen wurde. Dir wird man sehr ruhig zugehört haben, und vermuthlich werden auch deine Zuhörer deine Reden nicht unterbrochen haben.

Demosthenes. Was du hier von uns beyden sagst, ist wahr. Du betrügst dich nur in dem Schluß, den du daraus ziehest. Du unterhielst die Versamlung mit dir selbst, und ich unterhielt sie nur mit der Sache, davon ich zu reden hatte. Man bewunderte dich, und mich vergassen meine Zuhörer, weil sie nur auf die Sache merckten, zu welcher ich sie bereden wolte. Du vergnügtest die Zuhörer mit denen Artigkeiten deines Ver-

standes; ich hingegen rührte, entwafnete und schlug darnieder, wie der Blitz, der aus den Wolcken fähret. Du machtest, daß man bey deinen Reden ausrief: O wie schöne spricht er! Und ich machte sagen: Frisch auf! lasset uns dem Philippus entgegen ziehen. Man war zu viel ausser sich, als daß man sich solte damit aufgehalten haben, um mich zu loben. Wann du eine Rede hieltest, so schien alles ausgezieret; Bey mir entdeckte man keine Auszierungen. Man fand in meinen Vorträgen nichts, als deutliche, starcke, und zur Sache dienliche Bewegungs-Gründe; Die Würckungen zeigten sich darauf mit einer sichern Gewalt, welcher man nicht zu widerstehen vermochte. Du warest ein vollkommener Redner; wann du, wie ich, einfältig, ernsthaft, und ohne Kunst schienest. Mit einem Wort, wann du Demosthenisch warest. Fande man aber in deinen Reden Witz, Feinigkeit und Kunst, so warest du nur Cicero, und so weit von der Vollkommenheit entfernet, als du von mir abgiengest.

Das XXX Gespräch.

Demosthenes und Cicero.

Unterscheid zwischen einem Redner und einem wahrhaften Weltweisen.

Cicero.

Für einen Menschen, der zu denen Zeiten des Plato gelebet hat, und der so gar dessen Schüler gewesen ist, habt ihr, wie mich dünckt, von diesem Vortheil wenig Nutzen gehabt.

Demosthenes. Beobachtet ihr dann in meinen Reden, die ihr so fleißig gelesen habt, nichts von denen Regeln des Plato, und seiner Art, die Leut zu bereden.

Cicero. Ich will dieses nicht sagen; Ihr seyd der gröste Redner unter den Griechen gewesen. Aber ihr waret auch nichts, als ein Redner. Ich im Gegentheil, der ich nie den Plato anders, als aus seinen Schriften gekannt, und bey nahe drey hundert Jahr nach ihm gelebet habe, bin nichts desto weniger äusserst beflissen gewesen, seiner Philosophie zu folgen; Ich habe solche denen Römern bekannt gemacht, und habe bey ihnen zum erstenmal dessen Art zu schreiben eingeführet, dergestalt, daß ich, so viel ich konte, die Beredtsamkeit und die Philosophie zusammen in einer Person vereiniget habe.

Demosthenes. Und ihr bildet euch ein, ihr wäret ein groser Weltweiser gewesen.

Cicero. Ist es nicht genug, um solches zu seyn, wenn man die Weisheit liebet, und wenn man

man sich befleißiget, Wissenschaft und Tugend zu erwerben; Ich glaube, daß ich mich dessen, ohne stolze Einbildung, rühmen kan.

Demosthenes. Was den Redner betrift, so geb ich solches zu; Ihr waret der erste unter euren Lands-Leuten; und die Griechen selbst, die zu eurer Zeit lebten, haben euch bewundert; Allein, in Ansehung des Weltweisen, kan ich so leicht nicht damit übereinstimmen; Es gehöret mehr dazu.

Cicero. Ihr wisset nicht, was es mich gekostet; Mein Wachen, mein Fleiß, meine Nachforschungen; die Bücher, die ich gelesen; die Lehrmeister, die ich gehöret; die Schriften, die ich geschrieben habe.

Demosthenes. Alles dieses ist noch keine Philosophie.

Cicero. Was ist sie dann?

Demosthenes. Man muß dasjenige thun, was ihr Spott-weise vom Cato gesagt habt. Die Philosophie studiren, nicht, um diejenige Wahrheiten zu entdecken, die sie lehret, um darüber zu urtheilen, wie die meiste Menschen thun; sondern, um sie auszuüben.

Cicero. Hab ich dann solches nicht gethan? Hab ich nicht meine Lebens-Art nach denen angenommenen Lehren des Plato und des Aristoteles eingerichtet?

Demosthenes. Lasset uns den Aristoteles bey Seiten setzen; ich dürfte ihm vielleicht die Eigenschaft eines Philosophen strittig machen, und ich kan keine grose Meynung von einem Griechen haben, der es mit einem König, und noch darzu mit dem Philippus gehalten; Was aber den

Plato anlangt, so behaupte ich, daß ihr nie seinen Lehren seyd nachgekommen.

Cicero. Ich kan nicht läugnen, daß ich in meiner Jugend, und auch in dem grösten Theil meines Lebens, mich in die Geschäften und Bewegungen derjenigen eingelassen habe, welche Plato Politicos nennet; Da ich aber sah, daß mein Vaterland die Gestalt veränderte, und daß ich demselben nicht mehr in grosen Aemtern konte nützlich seyn, so suchte ich demselben durch Wissenschaften zu dienen, und ich begab mich zu dem Ende auf meine Land-Güter, um mich auf die Betrachtungen und Erkäntnisse der Wahrheit zu legen.

Demosthenes. Das will so viel sagen, ihr legtet euch auf die Philosophie, da ihr nicht besser wußtet; und da ihr keinen Antheil mehr am Regiment hattet, so suchtet ihr euch durch eure Wissenschaft hervorzuthun; dann in der That suchtet ihr darinn mehr die Ehre, als die Wahrheit.

Cicero. Ich darf hier nicht läugnen. Ich habe jederzeit die Ehre als eine Folge der Tugend geliebt.

Demosthenes. Saget besser; Ihr habt sehr viel die Ehre, und sehr wenig die Tugend geliebt.

Cicero. Warum urtheilet ihr so übel von mir?

Demosthenes. Mein Urtheil gründet sich auf eure eigene Reden. Habt ihr nicht zu gleicher Zeit, da ihr ein Philosoph seyn woltet, die schöne Rede gehalten, worinn ihr dem Cesar, eurem Tyrannen, noch mit mehrer Niederträchtigkeit geschmeichelt, als dem Philippus nicht von

seinen Sclaven wiederfuhr; Gleichwohl wuste man wohl, wie gut ihr es mit ihm meyntet: es äusserte sich solches gleich nach seinem Tod; ja ihr schontet seiner so gar auch nicht, da er noch lebte, wie solches die Briefe bezeugen, die ihr dem Atticus geschrieben habt.

Cicero. Ich mußte mich wohl nach der Zeit richten, und den Tyrannen suchen in der Gelindigkeit zu erhalten, um nicht das Ubel ärger zu machen?

Demosthenes. Ihr sprecht als ein guter Redner, aber als ein schlechter Philosophus. Was wurde aber aus eurer Philosophie nach seinem Tod? was nöthigte euch, daß ihr von neuem euch in die Staats-Händel einliesset.

Cicero. Das Römische Volck, welches mich wie dessen einzige Stütze betrachtete.

Demosthenes. Euer Hochmuth machte euch solches glauben, und überlieferte euch einem jungen Menschen, der euch betrog. Doch laßt uns wieder auf den Haupt-Punct kommen: Ihr waret stets ein guter Redner, aber niemals kein Philosof.

Cicero. Ihr aber selbst, waret ihr dann etwas anders?

Demosthenes. Nein, ich bekenne solches, dargegen hab ich auch niemals mein Werck aus etwas anders gemacht. Ich habe niemand nicht betrogen; ich hatte bey guter Zeit es eingesehen, daß ich eines von beyden wählen müßte: entweder die Rhetoric, oder die Philosophie; weil jedes einen ganzen Mann erfordert. Das Verlangen nach Ehre war mir empfindlich, ich glaubte,

te, daß es schön ließ, ein Volck durch meine Beredtsamkeit zu beherrschen, und der Macht des Philippus sich zu widersetzen; zumahl, da ich nur ein gemeiner Burger und eines Handwercks-Mannes Sohn war; Ich liebte das gemeine Beste und die Freyheit von Griechenland; aber ich bekenne es jetzo: Ich liebte mich noch weit mehr selber; und ich empfand ein ungemeines Vergnügen, da ich auf dem ofnen Schau-Platz die Crone empfieng, und da man mir eine Ehren-Säule mit einer schönen Aufschrift auf dem Marckt errichtete. Nun sehe ich die Sache auf eine ganz andere Art ein, und ich verstehe, daß Socrates recht hatte, da er gegen den Gorgias behauptete: Daß die Beredtsamkeit keine so schöne Sache sey, als er sich einbildete; solte sie auch ihren Zweck erreichen, und einen Menschen zum völligen Meister einer Republic machen. Wir haben es so weit gebracht, ihr und ich: bekennet, daß wir deswegen nicht glücklicher gewesen sind.

Cicero. Es ist wahr; unser Leben war mit nichts, als Müh und Gefahr umgeben. Ich hatte nicht sobald den Roscius vertheidiget, so must ich nach Griechenland fliehen, um des Sylla Zorn zu entgehen. Die Anklage des Verres zog mir viel Feinde über den Hals. Mein Burgermeister-Amt, die Zeit meiner grösten Ehre, war auch zugleich die Zeit meiner grösten Unruhe, und meiner grösten Gefährlichkeiten. Ich war zu verschiedenen mahlen in Lebens-Gefahr, und der Haß, den ich mir damahls zuzog, brach nachgehends aus, indem ich von Rom verwiesen wur-

de.

de. Kurz, meine Beredtsamkeit ist einzig und allein Schuld an meinem Tod; und wenn ich weniger auf den Antonius losgezogen hätte, so wär ich noch im Leben. Ich sage nichts von euren Unglücks-Fällen, es wär vergebens, euch daran zu erinnern; allein, wir müssen, sowohl der eine, als der andere, solches dem Verhängniß beymessen, oder wenn ihr wolt dem Glück, welches uns zu einer so verdorbenen Zeit hat lassen gebohren werden, daß es unmöglich war, unsere Republiquen zu verbessern, noch vielweniger sie von ihrem Untergang zu retten.

Demosthenes. Darinn haben wir nicht klug gehandelt, daß wir etwas Unmögliches unternahmen; dann das Volck hat uns nicht gezwungen, uns der gemeinen Noth anzunehmen; auch hat uns unsere Geburt nicht darzu verpflichtet. Ich verzeih einem Fürsten, der in dem Purpur gebohren ist, wann er so wenig übel, als es möglich ist, denjenigen Staat zu beherrschen sucht, den ihm die Götter anvertrauet haben, indem sie ihn von einem gewissen Geschlecht haben lassen gebohren werden. (*) Dann es beruhet nicht in seinem freyen Willen, den Staat, in einem so bösen Zustand auch derselbe sich befindet, zu verlassen. Seinem Vaterland aufzuhelfen, wenn es die Nothdurft erfodert, und die Umstände leiden,

(*) Hiervon weiß die Natur und die Vernunft nichts; GOTT hat dergleichen Fürsten, die kein ander Recht haben, die Völcker zu beherrschen, als weil sie im Purpur gebohren sind, der Welt nur zur Züchtigung und zur Strafe gegeben.

den, ist die Pflicht eines jeden ehrlichen Mannes, der dazu die Fähigkeit hat. Die Geburt will hier nichts sagen; dann die vortreflichste Geburt ist diejenige, die mit einem erhabenen und edelmüthigen Geist begabet ist. Allein, eine geringe Privat-Person soll nur dahin trachten, um sich selbst wohl vorzustehen, und sein Haus-Wesen wohl zu regieren; Er soll niemal öffentliche Aemter verlangen, noch vielweniger solche suchen; wenn man ihn nöthiget, solche anzunehmen, so kan er solches thun, aus Liebe zu seinem Vaterland. So bald er aber nicht die Freyheit hat, Gutes zu stiften, und daß seine Mitbürger seine Gesetze nicht mehr anhören wollen, so soll er sich wieder in seinen Privat-Stand begeben, und sich damit begnügen, die allgemeine Noth zu beseufzen, die er nicht zu heben vermag.

Cicero. Nach eurer Aussage, ist also mein Freund, der Pomponius Atticus, klüger gewesen, als ich, und als Cato selbst, den wir doch so sehr gerühmet haben.

Demosthenes. Ja, unfehlbar Atticus war ein rechter Philosof. Cato war zur Unzeit allzueigensinnig, daß er durchaus ein Volck zurecht bringen wolte, so nicht mehr in Freyheit leben wolte; ihr wicht im Gegentheil allzu hurtig dem Glück des Cesars; zum wenigsten hieltet ihr nicht genug auf eure Würde.

Cicero. Ist aber deswegen die Beredtsamkeit nicht eine schöne Sache, und eine grose Gabe des Himmels?

Demosthenes. Sie ist in sich selbst allerdings etwas gutes, sie ist nur böse, wo man sie übel anwendet,

wendet; nemlich, wenn man sie gebrauchet, denen Begierden des Volcks zu schmeicheln, oder unsre eigene zu befriedigen. Was thaten wir anders in unsern heftigen Reden, welche wir gegen unsere Feinde ausstiessen? Ich gegen den Midias, oder den Eschin; ihr, gegen den Piso, Vatinius, oder Antonius. Wie sehr haben uns nicht unsere feindselige Regungen verleitet gegen die Wahrheit und gegen die Gerechtigkeit anzugehen? Der eigentliche Nutzen der Beredtsamkeit bestehet also darinn, die Wahrheit in ein rechtes Licht zu setzen, und andere zu demjenigen zu bereden, was ihnen in der That heilsam ist: nemlich die Gerechtigkeit und die andere Tugenden; Dieses ist der Gebrauch, zu welchen Plato sich derselben bedienet, dem weder ihr, noch ich, darinn nachgefolget sind.

Das XXXI. Gespräch.

Coriolanus und Camillus.

Die Menschen werden nicht frey gebohren, sondern stehen unter denen Gesetzen ihres Vaterlandes, in welchem sie gezeuget, erzogen und beschützet werden.

Coriolanus.

ENdlich habt ihr die Undanckbarkeit des Vaterlands empfunden, wie ich. Ist es nicht eine wunderliche Sache, einem unsinnigen Volck zu dienen? Gestehet es mir aufrichtig, und entschuldiget ein wenig diejenige, welche darüber die Gedult verliehren.

Camillus.

Camillus. Ich, für mein Theil, finde, daß diejenige nicht zu entschuldigen sind, die sich gegen ihr Vaterland empören. Man kan weichen, um der Ungerechtigkeit aus dem Weg zu gehen, und einer bequemern Zeit abzuwarten; Allein, es ist gottlos, die Waffen gegen eine Mutter zu führen, die uns gebohren hat.

Coriolanus. Die grose Namen von Mutter und vom Vaterland sind nichts, als blose Namen. Die Menschen werden frey gebohren, ohne von jemand abzuhangen. Die bürgerliche Gesellschaften, mit allen ihren Anstalten und politischen Verfassungen sind nur menschliche Erfindungen, die niemals einem Menschen die wahrhafte Freyheit benehmen können. Wann die menschliche Gesellschaft, in welcher wir gebohren sind, der Gerechtigkeit und Redlichkeit widerstrebet, so sind wir ihr nichts schuldig; Wir treten in die natürliche Rechte unserer Freyheit, und wir können uns in eine andere Gesellschaft begeben, die uns vernünftiger scheinet, um daselbst in Ruhe zu leben; wie ein Reisender, der nach seiner Neigung und nach seiner Gemächlichkeit von einer Stadt in die andere sich begiebt. Alle diese schöne Ideen von dem Vaterland haben uns nur listige, und mit Ehrsucht erfüllte Köpfe beygebracht, um über uns zu herrschen. Die Gesetzgeber haben uns darüber vieles weis gemacht; Allein, man muß immer auf das natürliche Recht zurück gehen, vermög dessen ein jeder frey und ungebunden ist. Jeder Mensch, der, in Ansehung anderer, unabhänglich gebohren ist, verpfändet dadurch nicht seine Freyheit, wann er sich mit dieser Bedingung

in die Gesellschaft eines Volcks begiebt, daß man darinn nach der Billigkeit mit ihm verfahre: So bald die Gesellschaft diese Bedingung aus den Augen setzt, so tritt man wieder in seine natürliche Rechte, und die ganze Welt gehöret ihm sowohl zu, als einem andern. Er darf sich nur gegen sie mit einer höhern Gewalt wafnen, und solchergestalt seiner Freyheit geniessen.

Camillus. Sehet da, wie seyd ihr hie ein so feiner Weltweiser worden? Man sagt, ihr wäret unter denen Lebendigen denen Uberlegungen nicht so zugethan gewesen. Sehet ihr aber nicht euren Irrthum. Diese Bedingung mit einer Gesellschaft hat etwas wahrscheinliches in so weit, als ein Mensch sich ein Land erwählet, um darinn zu leben, und doch ist man berechtiget, ihn nach denen Gesetzen der Natur zu bestrafen, wann er sich darinn aufhält, und nicht nach denen Sitten und Gewohnheiten eines solchen Staats sich aufführet. Allein die Kinder, die in einem Land gebohren werden, wählen nicht ihr Vaterland. Die Götter geben ihnen solches, oder vielmehr, sie geben solche selbsten derjenigen Gesellschaft von Menschen, die ihr Vaterland ausmachen, damit dieses Vaterland sie besitze, sie regiere, sie belohne, sie bestrafe, wie ihre Kinder. Es geschiehet nicht durch Wahl, durch Policey, durch Kunst, oder durch willkührliche Einrichtung, daß die Kinder einem Vater unterthänig sind; die Natur hat solches also mit sich gebracht. Die Väter zusammen machen das Vaterland aus, und haben eine vollkomene Macht über ihre Kinder. Soltet ihr euch wohl unterstehen, daran zu zweifeln?

Corio=

Coriolanus. Ja, allerdings unterstehe ich mich dessen; Obgleich ein Mensch mein Vater ist, so bin ich doch ein Mensch, wie er, und vermög der Grund-Regel der Menschlichkeit so frey, wie er. Ich bin ihm mit Erkäntlichkeit und Ehrerbietung verbunden; im übrigen, so hat mich die Natur ihm nicht unterworfen.

Camillus. Ihr bringet da schöne Tugend-Lehren auf die Bahn. Ein jeder wird sich auf solche Weise berechtiget glauben, nach eigener Willkühr zu leben, und es würde sodann in der Welt weder Policey, noch Sicherheit, noch Ordnung, noch die Verfassung eines gemeinen Wesens, und guter Sitten weiter statt finden.

Coriolanus. Die Vernunft und die Tugend werden doch allezeit in denen Gemüthern der Menschen ihren Eindruck behalten. Mißbrauchen sie ihrer Freyheit, so ist dieses desto schlimmer für sie. Deswegen folgt noch nicht, daß, wann sie ihre Freyheit zur Frechheit und Leichtfertigkeit anwenden, daß sie ihrer Natur nach nicht frey seyn solten.

Camillus. Ich stimme damit überein. Man muß aber auch bekennen, daß in Betrachtung dieser Freyheit, die zu so vielem Unheil Anlaß geben könte, und daraus so viele verschiedene wunderliche Regiments-Verfassungen entstehen würden, als man unrichtige Köpfe findet, die klügste Leute ihre Rathschläge dahin gegeben haben, daß man die Menge an einem jeden Ort, durch gewisse Gesetze, binden mögte, welche fähig wären, das menschliche Geschlecht in Ruh und Ordnung zu erhalten. Ist es nicht wahr, daß kluge Leute eine

solche Verfassung aller Orten zum Grund der ganzen Gesellschaft geleget haben?

Coriolanus. Es ist wahr.

Camillus. Diese Verfassung war nöthig.

Coriolanus. Dieses ist auch wahr.

Camillus. Sie ist nicht allein klug, gerecht, und für sich selbst, sondern sie ist auch befestiget durch den Beyfall aller, oder doch der meisten Völcker. Ist solche für das menschliche Leben nöthig, so sind diejenige Menschen widerspänstig und unvernünftig, die solche verwerfen.

Coriolanus. Ich geb es zu, aber es ist nur willkührlich.

Camillus. Dasjenige, was den Grund der menschlichen Gesellschaft ausmacht, und zum Frieden und zur Sicherheit unumgänglich erfordert wird, ziehet seinen Ursprung aus der vernünftigen Natur selbst, und ist mit nichten willkührlich; Also ist diese Ordnung keine Erfindung, nur schwache Gemüther zu lencken; sie ist vielmehr ein nöthiges Band, die Menschen in einer guten Verfassung und in der Eintracht unter sich zu erhalten. Es ist also wahr, daß die Vernunft, welche die wesentliche Natur der vernünftigen Geschöpfe ausmacht, ihnen auflegt, daß sie sich denen Gesetzen und gewissen Menschen, welche die Stelle der ersten Gesetzgebern vertreten, unterwerfen sollen: Mit einem Wort, daß sie gehorsamen, daß sie allesamt zum gemeinen Besten sich vereinigen, daß sie ihrer Freyheit nicht anders sich bedienen, als nach der Vernunft, um die Gesellschaft dadurch zu bestärcken, und vollkommener zu machen. Sehet, dieses nenn ich einen

guten Bürger abgeben, das Vaterland lieben, und dem gemeinen Wesen vorstehen.

Coriolanus. Ihr, der ihr mich beschuldiget, daß ich so fein mich heraus gelassen hätte, seyd noch viel feiner, als ich.

Camillus. Mit nichten! Laßt uns, wenn es euch beliebt, die Sache nur Stück-weis betrachten: Durch welchen Satz hab ich euch ein Blendwerck vorgemacht? Ist nicht die Vernunft die Natur eines Menschen? ist sie nicht wahrhaftig?

Coriolanus. Ja, ohne Zweifel.

Camillus. Der Mensch ist nicht frey, wieder die Vernunft anzugehen. Was sagt ihr mir hierauf?

Coriolanus. Ich sehe kein Mittel, wie man sich ihr widersetzen kan.

Camillus. Die Vernunft will, daß man gesellig lebe, und folglich nach einer gewissen Ordnung. Antwortet!

Coriolanus. Ich glaube solches, wie ihr.

Camillus. Es müssen also gewisse unverletzbare Regeln in der menschlichen Gesellschaft gelten, welche der Mensch Gesetze nennet; und gewisse Leute, welche Handhaber der Gesetze sind, die man Obrigkeiten nennet, um diejenige, welche solche verletzen, zu bestrafen: dann sonst würden so viele Regierungs-Arten sich äussern, als es Köpfe geben, und die ungeschickteste Köpfe würden diejenige seyn, die am ersten trachten würden, Sitten und Gesetze übern Hauffen zu schmeissen, um, wo nicht zu herrschen, doch nach ihrem Eigendünckel zu leben.

Coriolanus. Alles dieses ist klar.

Camillus. Die vernünftige Natur bringt es also mit sich, seine Freyheit denen Gesetzen und Obrigkeiten derjenigen Gesellschaft zu unterwerfen, in welcher man lebet.

Coriolanus. Dieses ist auch wahr; allein, man hat die Freyheit solche Gesellschaft zu verlassen.

Camillus. Wo jeder die Freyheit hat, die seinige, darinnen er gebohren ist, zu verlassen, so würde gar bald keine ordentliche Gesellschaft mehr in der Welt seyn.

Coriolanus. Wie so?

Camillus. Sehet hier! weil die Anzahl der übelgesinnten Köpfe die gröste ist, so würden alle diese übelgesinnte Köpfe glauben, sie könten das Joch ihres Vaterlandes von sich ablegen, und sich anderswo hinbegeben, um, nach ihrem Gutdüncken, ohne Regel und ohne Joch zu leben. Diese grösere Menge wird also Meister- los werden, und bald aller Orten die Obrigkeitliche Macht gar übern Hauffen werfen. Sie werden endlich gar anderswo Waffen suchen, und solche gegen ihr eigen Vaterland gebrauchen. Von diesem Augenblick ist keine bürgerliche Gesellschaft mehr, die sicher und beständig seyn mag; Auch würdet ihr die Gesetze und die Verfassung des gemeinen Wesens, welche, nach eurer eigenen Geständniß, die Vernunft für nöthig hält, niederreissen, um einer wilden Freyheit, oder vielmehr dem frechen Muthwillen der thörigsten und bösesten Menschen den Ziegel schiessen zu lassen, als welche ihre Freyheit nur darinn bestehen machen, wann sie ungestraft alle Vernunft und Gesetze verspotten können.

Coriolanus. Ich sehe nun wohl die ganze Folge von euren Sätzen ein, und ich beginne ihnen Beyfall zu geben.

Camillus. Füget hinzu, daß, nachdem diese Verfassung der Republicken und Gesetzen, durch die Zusammenstimmung und durch die allgemeine Gewohnheit des menschlichen Geschlechts, einige viehische und wilde Völcker ausgenommen, ist bestätiget worden; so hat sich von undencklichen Zeiten her, gleichsam die ganze menschliche Natur, durch eine unumgängliche Nothwendigkeit, denen Gesetzen unterworfen: die Thoren und böse Menschen selbst, wann sie nicht ganz und gar alle Vernunft verlohren haben, spüren und erkennen diese Nothwendigkeit eines geselligen Lebens und denen Gesetzen unterworfen zu seyn.

Coriolanus. Ich verstehe es wohl, und ihr wollet, daß man gegen das Vaterland, indem es ein solches heiliges und unverletzbares Recht hat, nicht die Waffen ergreiffen dürfte.

Camillus. Ich will solches nicht allein, sondern es will solches auch die Natur. Als Volumnia, eure Mutter, und Vetturia, eure Frau, euch für Rom sprachen, was sagten sie euch, was empfandet ihr im Grund eures Herzens?

Coriolanus. Die Natur, es ist wahr, redete mir für meine Mutter; aber sie redete mir nicht auf gleiche Art für Rom.

Camillus. Nun wohl, eure Mutter sprach euch für Rom, und die Natur sprach euch durch den Mund eurer Mutter; Sehet hier die natürliche Banden, die uns an das Vaterland heften. Kontet ihr eine Stadt angreiffen, darinn eure

Mütter, alle eure Verwandte, und alle eure Freund waren, ohne die Rechte der Natur zu verletzen? Ich verlange darüber keinen Vernunft-Schluß, ich beruffe mich auf eure blose Empfindung, ohne euren Verstand zu Rath zu ziehen.

Coriolanus. Es ist wahr; Man handelt wider die Natur, so oft man wider sein Vaterland streitet; allein, wenn es nicht erlaubt ist, dasselbe anzugreifen, so werdet ihr mir doch zugeben, daß es erlaubet sey, dasselbe zu verlassen, wann es ungerecht und undanckbar ist.

Camillus. Nein, ich werde solches niemal zugeben; Wenn es euch vertreibet, oder euch verwirft, so könnet ihr anderwärts eure Sicherheit suchen. Man gehorsamet, indem man sich wegbegiebt, wann es uns verjaget; Nichts destoweniger muß man auch entfernt von demselben, solches verehren, dessen Wohlfahrt wünschen, und bereit seyn, wieder nach demselben zurück zu kehren, um solches zu vertheidigen, und für dasselbe sein Leben zu lassen.

Coriolanus. Woher nehmet ihr doch alle diese schöne Ideen des Heldenthums? Als mein Vaterland mich verläugnete, und mir in nichts verpflichtet seyn wolte, war zwischen uns das Band zerrissen. Ich verläugnete es meines Orts wieder, und fande mich ihm auch weiter nicht mehr verpflichtet.

Camillus. Ihr habt schon vergessen, daß wir das Vaterland an die Stelle unserer Eltern gesetzt haben, und daß es über uns die Macht der Gesetze hat; Wo dieses nicht wäre, so würde keine

keine beständige, noch ordentliche Gesellschaft sich auf Erden finden.

Coriolanus. Es ist wahr; ich verstehe, daß man diejenige Gesellschaft, darunter wir sind gebohren, erzogen und genähret worden, als eine wahrhaftige Mutter betrachten soll, und daß solche so grose Rechte über uns erlanget, durch unsere Verwandte und Freunde, die sie in ihrem Schoose nähret. Ich will wohl, daß man ihm dasjenige schuldig sey, was man einer Mutter schuldig ist, aber ....

Camillus. Wann meine Mutter mich verlassen, und übel gehalten hätte, könte ich sie erkennen, und gegen sie streiten?

Coriolanus. Nein, aber ihr würdet ...

Camillus. Kont ich sie verachten, und sie verlassen, wenn sie zu mir käme, und mir zeigte, wie leid es ihr wäre, daß sie mich übel gehalten hätte?

Coriolanus. Nein.

Camillus. Man muß also jederzeit bereit seyn, die Empfindungen der Natur für sein Vaterland wieder anzunehmen, oder vielmehr, man muß sie nie verliehren, und immer zu dessen Diensten sich bereit halten, wann sich darzu ein Weg eröfnet.

Coriolanus. Ich bekenne, daß diese Parthie mir die beste scheinet; allein, der Hochmuth und der Verdruß eines Menschen, den man auf das äuserste gebracht hat, lassen ihm nicht so viele Uberlegungen machen.

Das Römische Volck trat in seinem Ubermuth die edle Geschlechter mit Füssen. Ich konte eine solche unwürdige Aufführung nicht dulten, der rasen-

de Pöbel zwang mich, zu denen Volsciern mich zu begeben. Als ich da war, bewegte mich sowohl die Rache, als die Begierde, mich bey denen Feinden der Römer in Ansehen zu bringen, die Waffen gegen meine Lands-Leute zu führen: du hast mich erkennen machen, mein lieber Fabius, daß ich hätte meine Widerwärtigkeit gedultig ertragen sollen.

Camillus. Wir haben hierunten verschiedene Schatten von grosen Männern, die dasjenige, was ich euch sage, gethan haben. Themistocles, nachdem er den Fehler begangen hatte, nach Persien zu gehen, wolte lieber sterben, und sich durch das Blut der Stiere, welches er tranck, und damit sich vergiftete, umbringen, als dem König von Persien wider die Athenienser dienen. Scipio, als ein Uberwinder von Africa, da man ihm zu Rom wegen seinem Bruder, den man beschuldigte, er hätte in dem Krieg gegen den Antiochus Geld genommen, verächtlich begegnete, verfügte sich nach Linternum, wo er seine übrige Tage in der Einsamkeit zubrachte; weil er sich nicht entschliessen konte, weder mitten unter einem undanckbaren Volck in seinem Vaterland zu leben, noch diejenige Treue zu brechen, mit welcher er demselben verbunden war. Sehet, was wir von ihm vernommen haben, seit dem er hier unten in des Pluto Reich ankommen ist.

Coriolanus. Ihr führet die Exempel von andern an, und saget nichts von eurem eigenen, welches das schönste von allen ist.

Camillus. Es ist wahr; die Ungerechtigkeit, die man mir angethan hat, machte mich unnützlich. Die andre Hauptleute haben sogar all ihr Anse-

hen

hen verlohren: man thate nichts, als dem Pöbel schmeicheln, und ihr wisset, wie traurig es um das gemeine Wesen stehet, wo diejenige, welche regieren, sich mit allerhand hochmüthigen und eiteln Hofnungen weiden. Die Gallier, denen man das gegebene Wort nicht gehalten hatte, gewannen auf einmal die Schlacht bey Alia; Hätten sie ihren Sieg zu verfolgen gewußt, so wär es um Rom gethan gewesen. Ihr wißt, daß unsere Jugend sich ins Capitolium schloß, und daß die Raths-Herren sich auf ihre Stühle sassen, auf welchen sie getödtet wurden. Es ist nicht nöthig, euch das übrige zu erzehlen, ihr habt es hundertmal vernommen. Hätte ich nicht meine Rache erstickt, um mein Vaterland zu retten, so wär alles ohne Hofnung verlohren gewesen. Ich war zu Ardea, da ich von Roms Gefahr die Nachricht erhielt; ich sezte deswegen die Ardeaner in Waffen; Ich erfuhr durch Spionen, daß die Gallier, welche schon den Meister spielten, in dem Wein und der Schwelgerey ersoffen waren. Ich überfiel sie die Nacht, sie erlitten eine grose Niederlage: darüber erwachten die Römer, wie Leute, die aus dem Grabe erwecket werden, und ersuchten mich, ihr Oberhaupt zu seyn. Ich gab ihnen zur Antwort: Daß sie nicht das Vaterland vorstellen könten, daß ich sie auch mit nichten erkennete, und daß ich darüber den Entschluß der jungen Patricien erwarten müste, welche im Capitolio wären, indem diese noch den wahren Cörper von der Republic ausmachten; ja daß sie nur diejenige noch alleine wären, denen ich zu gehorsamen hätte, um mich an

die Spitze ihrer Trouppen zu stellen. Diese erwählten mich darauf zu ihrem Dictator: die Gallier wurden indessen durch Seuch und Kranckheiten aufgerieben, nachdeme sie sieben Monat lang das Capitolium belagert hatten. Der Friede wurde darauf gemacht, und mittlerweile, daß man das Geld wog, um ihren Abzug zu befördern, erschien ich, und gab den Römern ihr Geld wieder. Wir erhalten unsere Stadt nicht mit Gold, sprach ich zu den Galliern, sondern mit Waffen: also macht euch fort! Sie, ganz erschrocken, packten den andern Tag auf; Ich fiel ihnen in den Rücken, und lieferte ihnen eine grose Niederlage.

Das XXXII. Gespräch.

Camillus
und
Fabius Maximus.

Die Grosmuth und Aufrichtigkeit sind in der Politic nützlicher, als Verschlagenheit und listige Griffe.

Fabius.

Die drey Richter mögen uns die Stelle anweisen, weil ihr mir nicht weichen wollet; sie mögen urtheilen, und ich halte sie für sattsam gerecht, die grose Thaten im Punischen Krieg, wo die Republic schon mächtig, und von allen fremden Völckern bewundert wurde, denen

kleinen

kleinen Kriegen der Stadt Rom, da man sich nur vor ihren Thoren herum schlug, vorzuziehen.

Camillus. Sie werden nicht viel Mühe haben, den Unterscheid zwischen einem Römer, der fünfmal Dictator, obgleich niemals Burgermeister gewesen ist, der viermal triumphiret, und der den Titul des zweyten Stifters verdienet hat; und zwischen einem andern Mitbürger zu machen, der nichts gethan hat, als listig zaudern, und für dem Hannibal fliehen.

Fabius M. Ich habe mehr als den Titel des zweyten Stifters von Rom verdienet; denn Hannibal und die ganze Macht der Carthaginenser hatte weit mehr zu sagen, als der Einbruch barbarischer Völcker, die ihr zerstreuet habt. Ihr würdet zimlich Mühe haben, wenn ihr Vejes, so nur ein Dorf war, mit der prächtigen und kriegerischen Stadt Tarent vergleichen woltet, die ein andres Lacedemon, und von dieser die Pflanz-Städte gewesen war.

Camillus. Die Belagerung von Vejes war denen Römern wichtiger, als diejenige von Tarent. Es komt nicht auf die Gröse des Orts an, sondern auf den Schaden, so dadurch Rom zuwuchse. Vejes war damals nach seiner Beschaffenheit für das wachsende Rom mächtiger, als Tarente, nachdem Rom in der Folge der Zeit an Macht und Reichthum zugenommen hatte.

Fabius M. Aber Vejes, das kleine Städtgen, kostete euch gleichwohl zehen Jahr, um es einzunehmen. Die Belagerung dauerte so lang, als die von Troja; Auch hieltet ihr nach dieser Eroberung euren Einzug in Rom auf einem

Triumph-

Triumph-Wagen, der von vier weissen Pferden gezogen wurde; Ihr mußtet sogar Gelübde thun, um zu eurem so grosen Zweck zu gelangen; Ihr versprachet denen Göttern den zehenden Theil von der Beute. Auf dieses Wort liessen sie euch die Stadt einnehmen; so bald ihr aber davon Meister waret, vergasset ihr eure Wohlthäter, und gabet alles denen Soldaten preiß, da doch billig die Götter den Vorzug hätten haben sollen.

Camillus. Man begehet dergleichen Fehler ohne bösen Vorsatz, indem man von der Hitze des Sieges mit fortgerissen wird; dargegen bezahlte das Römische Frauenzimmer meine Gelübde: dann sie gaben alles Gold von ihren Jubelen, und liessen davon einen goldenen Becher machen, der acht Talente wog, welcher dem Tempel zu Delphis geopfert und geweyhet wurde: Der Rath befahl deßwegen, daß man einer jeden von diesen grosmüthigen Frauen nach ihrem Tod eine Lob-Rede halten solte.

Fabius Maxim. Ich billige dieses ihr Lob; aber nicht das eurige. Ihr habt gegen euer Gelübde gehandelt, und sie haben solches erfüllet.

Camillus. Man kan mich sonst nicht beschuldigen, daß ich jemals vorsetzlicher Weise etwas gegen Treu und Redlichkeit solte gethan haben. Ich habe davon ein gutes Kennzeichen gegeben.

Fabius M. Ich sehe schon wieder von ferne unsern Schulmeister ankommen.

Camillus. Laßt euch dieses nicht zum Gespötte dienen; der Schulmeister macht mir viel Ehre. Die Phalerianer hielten, nach Art der Griechen, einen gelehrten Mann, um ihre Kinder gemeinschaftlich

schaftlich zu unterweisen, damit die Gesellschaft, der Eifer nnd die Lehren, die zm Besten des gemeinen Wesens dienen, sie noch mehr zu Kindern der Republic, als ihrer Eltern, machen mögten. Der Verräther komt, und überliefert mir die ganze Jugend der Phalerianer. Es kam also nur auf mich an, dieses Volck unter mein Joch zu bringen, da ich so kostbare Geisel in Händen hatte; allein ich hatte einen Abscheu, beydes an dem Verräther und an der Verrätherey. Ich machte es nicht, wie diejenige, die nur halb ehrlich sind, und welche die Verrätherey lieben, ob sie gleich die Verräther selbst verfluchen; Ich befahl dem Profosen, dem Schulmeister die Kleider zu zerreissen, ließ ihm die Hände auf den Rücken binden, und hieß die Kinder ihn mit Ruthen in dieser Gestalt wieder in ihre Stadt zurückpeitschen. Heißt dieses redlich seyn? saget mir, was haltet ihr davon, Fabius?

Fabius. M. Ich halte diese That für schön, und sie macht euch mehr Ruhm, als die Eroberung Vejes.

Camillus. Wisset ihr aber, was darauf folgte? Solches zeiget, welche Würckung die Tugend nach sich ziehet, und wie weit die Grosmuth in der Politic selbst der List vorzugehen pfleget.

Fabius M. Ist es nicht, daß die Phalerianer, durch eure Redlichkeit gerühret, euch Gesandten schickten, um sich und ihre Stadt euch zu übergeben, sagende: daß sie für ihr Vaterland nichts besser zu thun wüßten, als solches einem so gerechten Mann, der die Laster verabscheuet, zu unterwerfen.

Camillus. Es ist wahr; allein ich schickte ihre Gesandten nach Rom, damit der Rath und das Volck darüber erkennen mögten.

Fabius M. Ihr fürchtetet den Neid und die Eifersucht eurer Mitbürger.

Camillus. Hatte ich solches nicht Ursach? Je mehr man sich der Tugend vor andern befleisset, je mehr hat man ihre Eifersucht zu befürchten: Uberdem, so war ich auch diese Ehrerbietung der Republic schuldig; allein, man wolte nicht darüber sprechen; man verwies mich wieder an die Gesandten, und ich brachte die Sache zu Ende, wie ich sie angefangen hatte, nemlich mit Grosmüthigkeit. Ich ließ die Phalerianer in Freyheit, sich selbst nach ihren Gesetzen zu regieren, und machte mit ihnen einen billigen Frieden, der noch überdem ihrer Stadt Ehre brachte.

Fabius M. Wie ich vernommen habe, so waren eure Soldaten auf diesen Frieden sehr übel zu sprechen, dann sie hatten sich auf eine gute Beute Hofnung gemacht.

Camillus. Solt ich nicht Roms und meine eigene Ehre der Gierigkeit der Soldaten vorziehen?

Fabius M. Ich habe nichts dargegen. Aber laßt uns wieder auf unsere Frage kommen! Ihr wißt vielleicht nicht, daß ich solche Kennzeichen von Redlichkeit gegeben habe, die noch diejenige, wegen eures Schulmeisters, übertreffen.

Camillus. Nein, mir sind solche nicht bewußt, und ich kan mir solche auch nicht einbilden.

Fabius Max. Ich hatte mit dem Hannibal verabredet, daß man die Gefangene beyderseits

gegen einander auswechseln solte, und daß diejenige, die könten ausgewechselt werden, solten mit zwey hundert und funfzig Dragma, Mann für Mann, gelöset werden. Da die Auswechselung vorbey war, fande man, daß noch 250. Römer über die Zahl der Carthaginenser übrig waren, welche musten mit Geld gelöset werden. Der Rath mißbilligte meinen gemachten Vergleich, und wolte nicht zahlen; Ich sandte darauf meinen Sohn nach Rom, ließ mein Guth verkauffen, und zahlte also das Löse-Geld, welches der Rath nicht geben wolte, aus meinem eigenen Vermögen. Ihr waret nur auf Unkosten der Republic freygebig; ich aber war es auf meine eigene Kosten. Ihr waret es nur mit Ubereinstimmung des Raths; ich aber war es gegen den Rath selbsten.

Camillus. Es komt einem wackern Mann nicht schwer an, ein wenig Geld aufzuopfern, um damit sich eine grose Ehre zu erwerben; Was mich anlangt, so hatte ich meine Großmuth darinn bewiesen, daß ich mein undanckbares Vaterland gerettet habe: ohne mich würden die Gallier euch keine Stadt Rom zu vertheidigen übrig gelassen haben. Komt, lasset uns zum Minos gehen, damit sich unser Rang-Streit endigen möge.

Das XXXIII. Gespräch.

Fabius Maximus
und
Hannibal.

Ein General muß seinen Ruhm dem gemeinen Besten aufopfern.

Hannibal.

Ich habe euch manche böse Täge, und manche böse Nächte gemacht. Ist es nicht wahr?

Fabius Maximus. Es ist wahr; ich habe aber mich zu rächen gewußt.

Hannibal. Nicht sonderlich; Ihr thatet nichts, als euch vor mir zurück ziehen, und unzugängliche Lagerstätten in den Gebürgen suchen; Ihr waret gleichsam immerfort in den Wolcken. Dieses hieß die Ehre der Römer schlecht empor bringen, da ihr euch so furchtsam erwieset.

Fabius Maximus. Man muß die Nothdurft besorgen. Nach so vielen verlohrnen Schlachten, würde der Untergang von Rom darauf gestanden seyn, wo ich mich in mehrere würde eingelassen haben. Ich muste unseren Soldaten Zeit lassen, wieder Herz zu fassen; sie an eure Waffen, an eure Elephanten, an eure Hinterlistigkeiten, an eure Schlacht-Ordnungen gewöhnen; Ich muste euch in denen Wohllüsten von Capua verzärteln lassen, und darauf passen,

sen, bis ihr eure Kräfte würdet erschöpfet haben. (*)

Hannibal. Unterdessen aber hattet ihr doch wenig Ehre davon, daß ihr euch so furchtsam erweiset. Schlechte Hülfe für das Vaterland, da ein Feld-Oberster sich so zaghaft bezeigte, daß, er sich nichts zu unternehmen getrauet; der, wie ein Hase, für seinem eigenen Schatten erschrickt; der keinen Felsen nicht hoch genug findet, um solchen mit seinen für Furcht zitternden Truppen zu erklettern. Dieses unterhielte die Zaghaftigkeit in eurem Lager, und vermehrte die Herzhaftigkeit in dem meinigen.

Fabius M. Es war gleichwohl besser auf diese Weise seiner Ehre etwas zu vergeben, als wie Terentius Varro in der Schlacht bey Cannes das edelste Blut der Römer aufopfern. Was zur Rettung des Vaterlandes dienet, und die Siege der Feinde kan unnützlich machen, ist der Ehre eines Feld-Obersten mit nichten nachtheilig: Man siehet, daß er die gemeine Wohlfahrt seinem eigenen Ruhm hat vorgezogen, welche ihm lieber ist, als sein Leben, und diese Aufopferung seines eigenen Ruhms soll ihm einen noch weit gröseren zuwegen bringen. Auch ist hier nicht die Frage von Ruhm

(*) Im Krieg wird insgemein mehr mit dem Kopf, als mit der Faust ausgerichtet. Das Exempel der Römer beweiset solches zur Genüge. Wir Teutschen müssen ein gleiches von unsern gefährlichen Nachbarn, denen Franzosen, bekennen. Wenn wir mit unsern Waffen auch noch so viel erhielten, so gieng doch zulezt der ganze Proceß, mit samt denen Unkosten, verlohren.

und Ehre; es betrift nur allein die unbesonnene Nachreden gewisser tadelsüchtigen Leute, die keine zulängliche Begriffe haben, wie man auf solche langsame Art, dem Feind die gröste Vortheile abgewinnen kan. Man muß die Leute reden lassen, welche nur auf das gegenwärtige, und was in die Augen leuchtet, sehen. Wann ihr durch eure Gedult die Sache habt gut gemacht, so werden diejenige Leute, die euch am meisten gescholten haben, die Ersten seyn, um euch zu loben. Man urtheilet nur, nachdem die Sachen ausfallen; sinnet nur darauf, wie ihr wolt glücklich seyn: erlangt ihr diesen Zweck, so werden sie euch mit Ruhm überhäuffen.

Hannibal. Was woltet ihr aber, daß eure Bundsgenossen von euch dencken solten?

Fabius M. Ich ließ sie dencken, was sie wolten; Wenn ich nur Rom errettete, so kont ich mir leicht die Rechnung machen, daß alle ihre Beschuldigungen wegfallen würden, so bald ich von euch Meister seyn würde.

Hannibal. Von mir? Ihr habt nicht ein einzig mal diese Ehre gehabt. Ich zeigte, wie ich alle eure Kriegs-Wissenschaft verlachen konte; dann ich machte euch mit dem Feuer, so ich an die Hörner einer grosen Menge Ochsen binden ließ, ein schönes Gegenspiel, und brach des Nachts auf, da ihr euch einbildetet, ich stünde vor eurem Lager.

Fabius M. Dergleichen List verursachet wohl in der Welt einige Bewunderung; allein, damit wurde die Sache unter uns noch nicht entschieden. Mit einem Wort, ihr könnet nicht läugnen,

daß ich euch geschwächt; daß ich Plätze erobert; daß ich die Römische Völcker erhalten, und daß, wo nicht der Jüngste von denen Scipionen diese Ehre mir weggenommen hätte, ich euch aus Italien würde vertrieben haben. Scipio würde damit nicht zu Stand gekommen seyn, wenn nicht Rom durch die Weisheit eines Fabius wäre gerettet worden. Höret demnach auf eines Menschen zu spotten, der, indem er sich vor euch ein wenig zurückzog, die Ursach war, daß ihr ganz Italien räumen, und den Untergang vor Carthago befördern mußtet. Es komt nicht darauf an, wenn man durch einen glücklichen Anfang sich bewundern macht. Die Haupt-Sache ist, wohl endigen.

Das XXXIV. Gespräch.

Radamantes, Cato, der Censor, und Scipio, der Africaner.

Die gröste Tugenden werden durch ein verdrießliches und störrisches Wesen verdorben.

Radamantes.

Wer bist du dann, du alter Römer? Sage mir deinen Namen. Du hast ein böses Gesicht, du siehest sehr murrisch und widerwärtig aus: du gleichst einem häßlichen Rothbart. Ich glaube wenigstens, daß du ein

solcher in deiner Jugend gewesen bist. Du bist, wann ich mich anders nicht betrüge, wohl hundert Jahr alt gewesen, da du starbst.

Cato. Nein, ich hatte nicht mehr, als neunzig, und ich finde, daß mein Leben sehr kurz war: dann ich lebte sehr gern, und ich genoß einer vollkommenen Gesundheit. Ich nenne mich Cato. Hast du dann nichts von mir reden gehöret? von meiner Weisheit, von meiner Herzhaftigkeit gegen die Bösen?

Radamantes. O! ich erkenne dich ohne Müh, nach der Beschreibung, die man mir von dir gemacht hat. Ja, ja, du bist derselbe. Ein Mann, der immer gewohnt war, sich zu rühmen, und andere mit einer beissenden Anzüglichkeit durchzulassen. Aber ich habe einen Zwispalt, unter dir und dem grosen Scipio, der den Hannibal überwunden hat, auszumachen. Hola! Scipio, komt hurtig hieher! Cato ist endlich ankommen. Ich will alsobald über euren alten Zwist das Urtheil fällen. Komt, daß ein jeder seine Sache vorbringe.

Scipio. Meines Orts hab ich mich über die boshafte Eifersucht des Cato zu beschweren: sie hatte etwas ungemein niederträchtiges für einen so berühmten Mann. Er vereinigte sich mit dem Fabius Maximus, und wurde nur deswegen sein Freund, um wider mich anzugehen. Er wolte meinen Zug nach Africa hintertreiben: sie waren beyde furchtsam in ihrer Politic: zudem, so verstunde Fabius nichts besser, als seine alte Schliche, im Krieg zu zaudern, Schlachten zu vermeiden, in denen Wolcken sich zu lagern, und so

lange

lange zu trändlen, bis die Feinde sich selber aufzehreten. Cato, der aus Schulfuchserey die alte Leute liebte, verband sich mit dem Fabius, und war deswegen eifersüchtig über mich, weil ich jung und herzhaftig war. Aber die Haupt-Ursach seines Eigensinnes war sein Geitz. Er wolte, daß man den Krieg mit solcher Sparsamkeit führen solte, als er sein Kraut und seine Zwibeln pflanzte. Ich, für mein Theil, war der Meynung, den Krieg mit Ernst zu führen, um ihn desto hurtiger mit Vortheil zu endigen, und daß man nicht sowohl die Kosten, als meine Thaten, betrachten solte. Der arme Cato war ganz trostlos, dann er wolte immer den Staat, wie sein kleines Rauch-Nest regieren, und die Schlachten fein wohlfeil gewinnen. Er sahe nicht, daß die Anschläge des Fabius keinen Fortgang haben konten. Niemals hätte er den Hannibal wieder aus Italien getrieben. Hannibal war so schlau, daß er auf Unkosten des Landes darinn zu zehren, und dabey seine Bundsgenossen zu erhalten wußte. Er würde auch noch immer frische Truppen über Meer aus Africa haben kommen lassen. Hätte Nero nicht den Asdrubal geschlagen, bevor er zu seinem Bruder hätte stossen können, so wäre alles verlohren gewesen. Fabius, der Trändler, hätte weiter sich nicht zu helfen gewußt; Rom würde endlich auch durch die Nähe eines solchen Feindes zu Grunde gegangen seyn. Cato fand es unterdessen doch nicht nöthig, mit einer Heers-Macht den Krieg, welchen Hannibal in Italien führte, nach Carthago hinüber zu spielen. Ich begehre also, daß man mir, in Ansehung desje-

nigen, worinn Cato gegen mich Unrecht hat, und wegen seinen Verfolgungen gegen meine Familie, Gerechtigkeit wolle angedeyen lassen.

Cato. Ich aber, begehre eine Vergeltung, daß ich die Gerechtigkeit und die gemeine Wohlfahrt gegen deinen Bruder geschützet habe, der ein Rauber war. Lasset uns den Krieg in Africa beyseit gesetzt seyn, wo du mehr glücklich, als weise warest; und sage mir, ob es nicht eine unwürdige Sache war, daß du deinem Bruder das Amt eines Heerführers in der Republic zuwegen brachtest, der darzu doch ganz und gar untüchtig war? Du versprachest ihm zu folgen, und unter ihm zu dienen. Du warest dessen Lehrmeister in dem Krieg gegen Antiochus. Dein Bruder begieng alle Ungerechtigkeiten und Gewaltthätigkeiten. Du thatest darüber die Augen zu, um solche nicht zu sehen. Die brüderliche Liebe hatte dich blind gemacht.

Scipio. Wie so! wurde dieser Krieg dann nicht mit Ruhm zu Ende gebracht? Der grose Antiochus wurde geschlagen, verjaget, und von denen Küsten von Asien abgetrieben. Dieser war der lezte Feind, der uns noch die höchste Gewalt konte strittig machen. Nach ihm fielen alle Königreiche, eines nach dem andern, zu der Römer Füssen.

Cato. Es ist wahr, daß Antiochus uns hätte können vieles in Weg legen, wenn er denen Rathschlägen des Hannibals gefolget wär; Aber er thate nichts, als sich lustig machen, und mit schändlichen Wohllüsten sich entehren. Er heyrathete in seinen hohen Jahren eine junge Griechin.

chin. Philopomenes sagte damals, daß, wenn er wär das Haupt der Achäer gewesen, so hätte er ohne Müh das ganze Heer des Antiochus wollen zunichte machen, indem er solches in denen Weinschencken würde überfallen haben. Dein Bruder, und du selbst, Scipio, hatten also eine leichte Sache, Feinde zu überwinden, die sich selbst durch ihre Schwelgerey euch preiß gaben.

Scipio. Antiochus hatte doch gleichwohl eine fürchterliche Macht auf den Beinen.

Cato. Doch laßt uns wieder auf unsere Haupt-Sache kommen! Lucius, dein Bruder, hat er nicht geraubet, geplündert, und das Land verwüstet? Kanst du wohl sagen, daß er wie ein redlicher Mann seiner Würde vorgestanden habe?

Scipio. Du hattest gegen ihn, nach meinem Tod, die Härtigkeit, ihn zu einer Geld-Strafe zu verdammen, und hast ihn gar wollen durch die Häscher lassen aufheben.

Cato. Er hatte solches verdienet. Und hattest du nicht ....

Scipio. Was mich anlangt, so ergriff ich beherzt meine Parthie, da ich sah, daß das Volck sich gegen mir wendete. An statt, auf die Anklage zu antworten, sagte ich: Lasset uns auf das Capitolium gehen, und denen Göttern Danck sagen, daß ich an einem solchen Tag, wie dieser, den Hannibal und die Carthaginenser überwunden habe. Hierauf traute ich dem Glück nicht mehr. Ich verfügte mich nach Linternum in eine ruhige Einsamkeit, entfernt von einem so undanckbaren Vaterland, verehret und werthgeschätzt von allen rechtschaffenen Leuten, und erwartete

wartete daselbst den Tod als ein Philosophus. Sehet, was Cato, der gehäßige Censor, mich zu thun genöthiget hatte. Sehet, warum ich hier Recht verlange.

Cato. Du verweisest mir eine Sache, die mir so viel Ehre macht. In Ansehung der Gerechtigkeit verschonte ich niemand. Ich machte die vornehmste Römer zittern. Ich sah wie die böse Sitten durch Hochmuth und Uppigkeit täglich überhand nahmen. Zum Exempel: Kan man mir ein unsterbliches Lob versagen, da ich den Lucius Quintus aus dem Rath stieß, der zum Burgermeister war gemacht worden, und der ein Bruder des T. Q. Flammius war, welcher den Macedonischen König Philippus überwunden hatte, und welcher die Grausamkeit begieng, einen Menschen für einen jungen Knaben tödten zu lassen, den er liebte, nur um dessen Curiosität durch ein so abscheuliches Schauspiel zu vergnügen?

Scipio. Ich bekenne, daß diese Handlung gerecht war, und daß du öfters das Laster gestraft hast. Allein du warest gar zu heftig gegen jedermann; und wann du etwas gutes verrichtet hast, so rühmtest du dich dessen allzu grob. Erinnerst du dich noch, daß du ehemalen sagtest: Dir wäre Rom noch mehr schuldig, als du ihm? Diese Worte lauten sehr lächerlich in dem Munde eines ernsthaften Mannes.

Radamantes. Was antwortest du, Cato, auf dasjenige, was er dir verweiset.

Cato. Daß ich in der That die Römische Republic gegen die Weichlichkeit und den Pracht

der

der Weiber, welche die gute Sitten verdarben, erhalten habe: daß ich die Grosen genöthiget habe, sich denen Gesetzen zu unterwerfen: daß ich selber thate, was ich andern lehrte, und daß die Republic mich nicht, wie sie solte, gegen diejenige Leute schützete, welche nur deswegen mir feind waren, weil ich sie, zum Besten des Vaterlandes angegriffen hatte. Weil mein Land-Gut in der Nachbarschaft desjenigen, welches dem Manlius Curius zugehörte, gelegen war, so nahm ich mir von Jugend auf vor, diesem grosen Mann in seiner Einfalt nachzuahmen, mittlerweile daß ich von der andern Seiten den Demosthenes mir zum Muster in der Beredtsamkeit vorlegte. Man nante mich auch den lateinischen Demosthenes. Man sah mich täglich mit meinen Sclaven mit blosen Füsen gehen, um mein Feld zu bauen; Glaubet aber nicht, daß, da ich mich solchergestalt auf den Feld-Bau und die Beredtsamkeit legte, ich deswegen die Kriegs-Wissenschaft hintan setzte. Von dem siebenzehenden Jahr meines Alters an, bewies ich mich beherzt in den Kriegen gegen Hannibal. Mein Leib war ganz mit Wunden bedeckt. Da ich als Statthalter in Sardinien geschickt wurde, verwarf ich alle Uppigkeit, welche die vorige Statthalter vor mir eingeführet hatten. Ich dachte nur allein darauf, wie ich das Volck mögte schonen, gute Ordnung halten, und alle Geschencke von mir abweisen. Da ich darauf Burgermeister wurde, gewann ich in Spanien hinter Bortis eine Schlacht gegen die Barbaren. Nach diesem Sieg nahm ich mehr Städte in Spanien ein, als ich Tage darinnen zubrachte.

Scipio. Noch eine ganz unleidliche Grossprecherey. Aber wir kennen solche schon, dann es ist dieses deine Art: verschiedene Todten, welche seit zwanzig Jahren hier angekommen sind, haben mir solches erzehlet, um mich lachen zu machen. Allein, mein lieber Cato, du must nicht also vor mir reden, dann ich kenne Spanien sowohl, als deine Thaten.

Cato. Es ist doch gewiß, daß vier hundert Städte zu gleicher Zeit sich ergaben; Hast du jemals so viel gethan?

Scipio. Das einzige Carthago will mehr sagen, als deine vier hundert Dörfer.

Cato. Was aber sagst du dann von meinen Thaten unter Manius Acilius, da ich durch lauter felsigte Berge drang, um den Antiochus in dem Gebürge zwischen Macedonien und Thessalien zu fangen.

Scipio. Ich billige diese Verrichtung, und es wäre unrecht, wenn man solche nicht loben wolte. Du verdienest auch gleichen Ruhm, daß du dich denen Bösen widersetzet hast. Aber ich finde deinen garstigen Geitz nicht zu entschuldigen.

Cato. Du redest nur deswegen so, weil du die Soldaten gewöhnet hast, köstlich zu leben. Allein, man muß sich vorstellen, daß ich in einer Republic gelebet, die täglich ärger wurde. Die Ausgaben vermehrten sich ohne Ende. Ein Fisch kostete damals, da ich zu denen öffentlichen Geschäften kam, so viel, als ein ganzer Ochs. Es ist wahr, daß die wohlfeilste Sachen mir doch noch zu theuer schienen, wann sie unnützlich waren. Ich sagte zu denen Römern: Was nutzet

es euch, daß ihr die Völcker beherrschet, wann eure Weiber, die so eitel und verdorben sind, euch wieder beherrschen? Hatte ich Unrecht, so zu reden? Man lebte ohne alle Scham; Ein jeder stürzte sich selber ins Verderben, und lebte ganz ehrlos, ohne Treu und ohne Glauben; nur, um seine närrische Verprassungen fortzusetzen. Ich war Sitten-Richter: mein Alter sowohl, als meine Tugend, machte mich ehren: wie hätt ich schweigen sollen?

Scipio. Warum warest du aber auch zugleich der allgemeine Anbringer in deinem achtzigsten Jahr? war dieses nicht ein feines Amt für einen solchen Greisen?

Cato. Dieses Amt schicket sich ganz wohl für einen Menschen, der in seinem achtzigsten Jahr, weder an seinen Kräften, noch an seinem Eifer, dem gemeinen Wesen zu dienen, etwas verlohren hatte, und der aus Liebe für dasselbe, sich dem Haß der Grosen aufopfert, welche ungestraft in denen Lastern leben wollen.

Scipio. Du aber bist ja schier so oft selbst angeklagt worden, als du andere angeklaget hast. Wo ich mich nicht betrüge, so widerfuhr dir solches bey siebenzig mal, und noch, da du bereits achtzig Jahr alt warest.

Cato. Es ist wahr, ich rühme mich dessen. Es war unmöglich, daß die Bösen durch ihre Verläumdungen einen Menschen solten in Ruhe lassen, der ihnen niemals nichts zu gut halten wolte.

Scipio. Gleichwol hattest du Müh, dich gegen die leztere Anklagen zu vertheidigen.

Cato.

Cato. Ich bekenne es; Allein, muß man sich auch darüber wundern? Es schicket sich viel übler, vor denen Menschen Rechenschaft von seinem ganzen Leben zu geben, zu einer andern Zeit, als in derselben, darinnen man gelebet hat. Ich war ein armer alter Greiß, mit dem die Jugend ihr Gespött triebe, weil sie mich für einen Gecken hielt, und alles für Fabeln achtete, was ich ehemals gethan hatte. Wann ich sie damit unterhielt, so gähnten sie für langer Weile, oder belachten mich, wie einen Menschen, der sich immer selbst lobte.

Scipio. Sie hatten nicht ganz Unrecht; warum aber hattest du eine solche Freude, andere zu schelten? Du warest wie ein Hund, der alle Vorbeygehende anbellet.

Cato. Ich sahe wohl in meinem ganzen Leben, daß ich vielmehr dadurch lernete, wann ich die Thoren bestrafte, als wenn ich nur mit weisen Leuten umgieng: die Weisen sind solches selten mehr, als bis zur Helfte, und geben nur schwache Lehren; Die Thoren aber sind ganz thörigt, und man darf sie nur sehen, um zu wissen, was man vermeiden soll.

Scipio. Ich geb es zu; Alleine du, der du so weise warest, warum warest du gleichwohl ein solcher Feind der Griechen?

Cato. Weil ich befürchtete, sie mögten uns mehr ihre Künste, als ihre Weisheit, und mehr ihre ausgelassene Sitten, als ihre Wissenschaften, mittheilen. Ich liebte nicht so viele Spielleute, Musicanten, Poeten, Mahler, Bildhauer: alle diese dienten nur zur Neugierigkeit, und zu einem

üppigen Leben. Ich fande, daß es besser sey, unsere bäuerische Einfalt und mühsames armes Acker-Wesen beyzubehalten: lieber grob zu seyn, und besser zu leben: weniger von der Tugend zu reden, und sie desto mehr auszuüben.

Scipio. Warum gabst du dir dann in deinem Alter noch so viele Mühe, die Griechische Sprache zu lernen?

Cato. Ich ließ mich zulezt von denen Syrenen bezaubern, wie andere. Ich gab denen Griechischen Musen Gehör; aber ich befürchtete, daß alle diese kleine Griechische Sophisten, die so verhungert nach Rom kommen, um ihr Glück zu machen, nicht endlich die Römische Sitten gar verderben mögten.

Scipio. Du fürchtetest solches nicht ohne Ursach; allein du hättest auch fürchten sollen, die Römische Sitten durch deinen Geitz zu verderben.

Cato. Ich, geitzig? Ich war nur ein guter Haushalter. Ich wolte nichts zu schanden gehen lassen; aber ich gab, dem ungeacht, doch noch allzuviel aus.

Radamantes. O! sehet da die Sprache der Geitzhälse, welche sich immer einbilden, verschwenderisch zu seyn.

Scipio. War es nicht schändlich, daß du den Acker-Bau aufgabest, um den allerschamlosesten Wucher zu treiben? Du fandest in denen alten Tagen, wie ich mir hab sagen lassen, daß der Feld-Bau und die Vieh-Zucht nicht mehr viel auswürfen. Du thatest also dein Geld auf Wucher aus: ziemet sich dann ein solches Handwerck für einen Sitten-Richter, der die Stadt reformiren wolte? Was antwortest du hierauf?

Radamantes. Du getrauest dir nicht zu sprechen, und ich sehe wohl, daß du schuldig bist. Sehet hier eine Sache, die schwer zu schlichten ist. Ich muß, mein lieber Cato, dich zugleich strafen und belohnen. Du setztest mich in Verwirrung. Sehe hier meinen Spruch. Ich finde mich gerühret von deinen Tugenden und von deinen grosen Thaten, welche du, zum Besten der Republic unternommen hast; wie soll ich aber einen Wucherer in die Elisäische Felder bringen? Dieses würde darinn allzuviel Aergerniß geben. Du wirst dir also gefallen lassen, an der Thür zu bleiben; wo dieses dein Vergnügen seyn wird, daß du die andern hinderst, hinein zu kommen. Du wirst alle diejenigen, die sich da einfinden, zur Rede stellen. Du wirst hier unten Censor seyn, wie du solches zu Rom warest. Du wirst dir dieses zu deiner Ergötzlichkeit dienen lassen, alle Tugenden des menschlichen Geschlechts durchzuziehen. Ich überliefere dir den L. Scipio und L. Quintius, und alle andere, um über sie deine Galle auszuschütten: du kanst sie auch über alle andere Todte auslassen, welche in der Menge aus der Welt hier ankommen: Römische Bürger, grose Helden, barbarische Könige der Völcker, alle sollen deinem Unmuth und deiner Satyre unterworfen seyn; Nehme dich aber in Acht vor dem Lucius Scipio, dann ich bestelle solchen, dich wieder, nach seiner Art, ohne alle Nachsicht durchzulassen. Sehe da, hier hast du Geld, um solches denenjenigen vorzuleihen, die nichts im Munde haben, um sich von dem Caron überfahren zu lassen. Wenn du einem auf Wucher leihest,

hest, so wird Lucius nicht ermangeln, mich davon zu benachrichtigen, und ich werde dich sodann wie die ehrloseste Diebe bestrafen.

Das XXXV. Gespräch.

Scipio und Hannibal.

Die Tugend ist sich selbst zu ihrer eigenen Vergeltung genug, durch das reine Vergnügen, welches sie stets zu begleiten pfleget.

Hannibal.

Sehet uns hier beyde zusammen, wie wir solches in Africa kurz vor der Schlacht von Zama waren.

Scipio. Das ist wahr; aber unsere heutige Zusammenkunft ist von jener sehr unterschieden. Wir haben mehr keine Ehre zu erwerben, noch Schlachten zu gewinnen. Es ist uns von dem, was wir gewesen sind, nichts mehr übrig, als ein eitler und leichter Schatten, benebst der Erinnerung unserer Begebenheiten, welche einem Traum ähnlich sind. Sehet, was Hannibal und Scipio einander gleich macht: Dieselbige Götter, welche Carthago in Staub gelegt haben, die haben auch den Uberwinder von Carthago, welchen ihr vor euch sehet, zu Asche gemacht.

Hannibal. Ohne Zweifel habt ihr diese schöne Philosophie in eurer Einsamkeit zu Linternum gelernet.

Scipio. Wann ichs nicht in meiner Einsamkeit gelernet hätte, so würde ich solches hier lernen:

nen: dann der Tod giebt grosen Unterricht, um uns zu belehren, wie betrüglich alles dasjenige sey, was wir auf der Welt für vortreflich gehalten haben.

Hannibal. Das widrige Glück und die Einsamkeit sind euch also nicht unnützlich gewesen, solche weise Betrachtungen anzustellen.

Scipio. So ist es. Ihr habt aber nicht weniger, als ich, dergleichen Unterweisungen von Seiten des Glücks gehabt. Ihr habt den Untergang von Carthago gesehen, und ihr habt müssen euer Vaterland verlassen: und nachdem ihr Rom habt zittern gemacht, seyd ihr gezwungen worden, euch seiner Rache zu entziehen, und von einem Land in das andere herum zu irren.

Hannibal. Das ist wahr; alleine ich verließ mein Vaterland nicht ehender, als da mich solches nicht mehr beschützen, uoch mich dasselbe weiter mehr retten konte. Ich verließ solches, um dessen gänzlichen Umsturz zu verhüten, und um dessen Dienstbarkeit nicht mit anzusehen. Ihr im Gegentheil sahet euch gezwungen, euer Vaterland in seiner grösten Herrlichkeit zu verlassen, welche es euch doch zu dancken hatte. Kan auch etwas härteres seyn? Welche Undanckbarkeit!

Scipio. Wenn man denen Menschen aufs beste dienet, hat man von ihnen nichts anders zu erwarten. Diejenige, so das Gute nur aus Ehrsucht verrichten, sind immer mißvergnügt. Uber kurz oder lang verräth sie das Glück, und die Menschen sind undanckbar gegen sie; thut man aber das Gute aus Liebe zu dem Guten selbst, so führet die Tugend, die man liebet, jederzeit

ihre

ihre Vergeltung mit sich, in dem man ein wahres Vergnügen empfindet, ihr zu folgen: ja sie macht uns alle andere Vergeltungen verachten, deren man sich beraubet siehet.

Das XXXVI. Gespräch.

Scipio und Hannibal.

Die Ehrsucht hat keine Gränzen.

Scipio.

Mich düncket, ich sey noch in unserer Versamlung vor der Schlacht bey Zama; wir sind aber nicht mehr in gleichen Umständen. Wir haben keinen Zwist mehr auszumachen. Alle unsere Kriege sind in denen Wassern des Flusses der Vergessenheit untergangen. Nachdem wir beyde so viel Provinzen erobert haben, ist ein Krüglein genug gewesen, unsere Asche zu samlen.

Hannibal. Alles dieses ist wahr. Unsere vergangene Ehre ist, wie ein Traum, wir haben hier nichts mehr zu erobern; Was mich anlangt, so verursacht mir dieses lange Weile.

Scipio. Man muß bekennen, ihr waret auch sehr unruhig, und fast nicht zu ersättigen.

Hannibal. Wie? ich bilde mir ein, ich hätte mich noch so sehr zu mäßigen gewußt.

Scipio. Zu mäßigen? Welche Mäßigung! Anfangs suchten die Carthaginenser, nur in dem mitternächtigen Theil von Sicilien Fuß zu fassen.

Der weise König Gelon, und nach ihm der Tyrann Dionysius, hatte ihnen genug zu thun gemacht.

Hannibal. Es ist wahr; wir dachten aber schon damals, alle die herrliche Städte, die sich als freye Staaten regierten, unter unsere Botmäßigkeit zu bringen, als Leontium, Agrigent, Seliment.

Scipio. Aber die Römer und Carthaginenser, die einander gegen über waren, das Meer zwischen beyden, betrachteten, eine die andere, mit eifersüchtigen Augen, und stritten um die Insel Sicilien, so zwischen ihnen beyden lag. Dieses waren die Gränzen von eurem Ehrgeitz.

Hannibal. Ganz und gar nicht: wir hatten noch unsere Anfoderungen auf Spanien. Das neue Carthago gab uns in demselben Land schier eine gleiche Herrschaft, als das alte, biß mitten in Africa.

Scipio. Alles dieses ist wahr; es geschah aber durch einige Höfe, wohin ihr eure Kaufmanns-Waaren hinbrachtet, daß ihr beguntet, euch auf den Spanischen Ufern niederzulassen. Weil euch solche wenig Mühe kostete, so kamet ihr auf die Gedancken, diese weite Länder gar unter eure Botmäßigkeit zu bringen.

Hannibal. Seit der Zeit unsers ersten Kriegs gegen die Römer, waren wir mächtig in Spanien, und ohne eure Republic würden wir bald davon Meister geworden seyn.

Scipio. Gleichwol war der Friedens-Schluß, welchen wir mit denen Carthaginensern machten, dahin gerichtet, daß sie auf alle Länder, die zwischen

schen dem Ebro und denen Pyrenäischen Gebürgen lagen, Verzicht thun mußten.

Hannibal. Die Gewalt nöthigte uns zu diesem schändlichen Frieden. Wir hatten zu Wasser und zu Land unzehligen Verlust gelitten. Mein Vater war nur darauf bedacht, wie er uns nach diesem Verfall mögte wieder empor bringen; Er nöthigte mich im neunten Jahr meines Alters, daß ich schwören mußte, der Römer Feind zu sterben. Ich schwur es, und kam ihm auch nach. Ich gieng mit meinem Vater in Spanien; nach seinem Tod commandirte ich die Carthaginensische Armee, und ihr wisset, was hernach weiter geschehen ist.

Scipio. Ja, ich weiß es, und ihr wisset solches auch mit eurem Schaden. Ihr hattet Anfangs gut fortgehen, weil ihr allenthalben die Wege offen fandet, und das Glück nöthigte ihm zu folgen. Die Hofnung, euch mit den Galliern, unsern Feinden, zu vereinigen, machte euch über die Pyrenäische Gebürge gehen. Der Sieg, den ihr über uns auf den Ufern der Rhone erfochtet, ermunterte euch, auch die Alpen zu übersteigen. Ihr büssetet dabey viele Mannschaft, Pferde und Elephanten ein. Da ihr das flache Feld erreichet hattet, schluget ihr unsere geschreckte Völcker, welche ihr zu Ticinum überfielet, ohne Müh. Ein Sieg ziehet den andern nach sich, indem er die Uberwundene muthlos machet, und indem er dem Uberwinder viele Bunds-Verwandten zuwegen bringet: denn alle Völcker im Land fügen sich in der Menge zu denen, welche andern überlegen sind.

Hannibal. Was haltet ihr aber von der Schlacht bey Terbi?

Scipio Sie kostete euch nicht viel, weil sie auf die andern folgte. Ihr spieltet darauf den Meister in Italien. Transimenes und Cannes hielten mehr ein Niedermetzeln, als eine Feld-Schlacht. Ihr durchdranget ganz Italien. Sagt die Wahrheit! Ihr hattet anfänglich solche grose Fortgänge nicht gehoft.

Hannibal. Ich wußte nicht eigentlich, wie weit ich kommen könte; allein, ich wolte mein Glück probiren. Ich verwirrte die Römer durch einen so verwegenen und unversehenen Streich. Da ich das Glück für mich so günstig fand, so dachte ich, mich dessen zu bedienen. Der Fortgang gab mir solche Anschläge an die Hand, an welche ich zuvor mich nicht unterstanden hatte zu dencken.

Scipio. Wohl; Ist dieses nicht das, was ich sagte? Sicilien, Spanien, Italien, waren für euch so viel, wie nichts. Die Griechen, die eure Bundsgenossen waren, würden sich selbst in kurzer Zeit unter euer Joch begeben haben.

Hannibal. Allein, ihr, der ihr so redet, habt ihr nicht eben dasjenige gethan, was ihr uns verweiset, daß wir im Stand gewesen wären zu thun?

Spanien, Sicilien, Carthago selbst, und Africa, waren so viel als nichts. Ganz Griechenland, Macedonien, alle Insuln, Egypten, Asien, fielen zu euren Füssen, und ihr kontet kaum noch leiden, daß die Parther und Araber solten frey bleiben. Die ganze Welt war denen Römern

noch

noch zu klein, welche vormals binnen fünf hundert Jahren sich damit begnügten, die Volser, die Sabiner und die Samniten, welche um ihre Stadt herum wohneten, zu überwinden.

Das XXXVII. Gespräch.

Sylla, Catilina, und Cesar.

Die unglückliche Folgen des Lasters bringen die Menschen, die dadurch sind verdorben worden, nicht wieder zurecht.

Sylla.

Jch komme eilends, Cesar, um euch eine Nachricht zu bringen, und ich führe mit mir einen guten Beystand, um euch zu überreden. Es ist Catilina: Jhr kennet ihn, und ihr habt es nur allzuviel mit ihm gehalten. Fürchtet euch nur nicht vor uns; die Schatten können einem kein Leid zufügen.

Cesar. Jch kan eures Zuspruchs wohl entrathen. Eure Gesichter sind traurig, und eure Rathschläge werden solches vielleicht noch mehr seyn. Was habt ihr dann so eilfertig mir zu hinterbringen?

Sylla. Daß ihr nicht solt als ein Tyrann nach der Ober-Herrschaft trachten.

Cesar. Warum? Habt ihr nicht selber darnach gestrebet?

Sylla. Ohne Zweifel: und eben deswegen kan man uns desto ehender Glauben beymessen, wann wir euch den Rath geben, solche Anschläge fahren zu lassen.

Cesar. Meines Orts, so will ich euch in allem nachfolgen, die Ober-Herrschaft suchen, wie ihr sie gesucht habt, und hernach, wie ihr, wenn ich todt bin, aus der andern Welt zurückkehren, um denen Tyrannen, die an meine Stelle kommen sind, ihren Irrthum zu zeigen.

Sylla. Es ist hier die Frage nicht, von solchen artigen und sinnreichen Einfällen. Wir andere Schatten, wir wollen nichts, als was ernstlich ist. Laßt uns zur Sache schreiten! Ich habe freywillig die Ober-Herrschaft verlohren, und habe mich dabey wohl befunden. Catilina hat mit Gewalt darzu gelangen wollen, und hat dabey unglücklich unterliegen müssen. Sehet hier zwey sehr lehrreiche Exempel für euch.

Cesar. Ich verstehe alle diese schöne Exempel nicht recht. Ihr habt die Republic in Ketten und Banden gelegt; und ihr seyd so unverständig gewesen, euch selbst abzusetzen. Nachdem ihr die höchste Gewalt verlassen habt, seyd ihr verächtlich, verdunckelt, unnützlich und niedergeschlagen geblieben. Der beglückte Mensch wurde von dem Glück verlassen. Sehet hier schon eines von euren Exempeln, welches ich nicht begreife; Das andere, was den Catilina betrift, so hat derselbe sich wollen zum Meister machen, und hat sich bis dahin wohl aufgeführet. Allein, er hat nicht gewußt,

wußt, Maas und Ziel zu gebrauchen. Meines Orts werde ich nichts wagen, ohne meine Sachen klug darnach einzurichten.

Catilina. Ich hatte eben sowohl, wie ihr, meine Sachen klug angestellet. Ich schmeichelte der Jugend, ich ließ sie in denen Wohllüsten verderben, in allerhand Laster sich verwilden, und sie endlich durch ihre Verschwendungen und Schulden völlig aufreiben. Ich suchte die Weiber, die einen schlauen Verstand hatten, und durch ihren unruhigen Geist alles in einander zu verwirren wußten, auf meine Seiten zu bekommen. Wie kontet ihr eure Sachen besser anstellen?

Cesar. Ihr sagt mir Dinge, davon ich nichts weiß. Ein jeder machts, so gut er kan.

Catilina. Ihr könt das Ubel noch vermeiden, worinn ich gerathen bin, und ich komme, euch deswegen zu warnen.

Sylla. Meines Orts, sag ich es euch noch einmal, ich habe mich wohl befunden, als ich mich noch der Geschäften entschlug, ehe ich starb.

Cesar. Sich der Geschäften entschlagen! Soll man die Republic in ihren Nöthen verlassen?

Catilina. Ey! das ist nicht dasjenige, was ich euch sage. Es ist ein groser Unterscheid, der Republic dienen, und sie tyrannisiren.

Cesar. Ey! warum habt ihr dann, ihr zu dienen, unterlassen?

Sylla. O ich sehe wohl, ihr wollt mich nicht verstehen. Ich sage, man muß dem Vaterland dienen, so lange man lebet; aber man muß nicht darin, nach einer unumschränckten Gewalt trachten,

ken, (*) noch sich dabey erhalten, wann man einmal solche erlanget hat.

Das XXXVIII. Gespräch.

Cesar und Cato.

Ein eigenmächtiges und tyrannisches Regiment dienet zu nichts weniger, als die Ruhe und das Ansehen der Fürsten zu erhalten; sie macht sie vielmehr unglückselig, und stürzet sie in ein unvermeidliches Verderben.

Cesar.

Ach mein werther Cato! in welchem elenden Zustand find ich dich? Welche grausame Wunde!

Cato. Ich durchstieß mich selbst zu Utica, nach der Schlacht bey Topse, um die Freyheit nicht zu überleben. Du aber, der du mich so mitleidig beklagest, wie komts, daß du mir so bald nachgefolget bist? Wie, was sehe ich? wie viele Wunden hast du an deinem Leib! Verziehe, laß mich sie zehlen! Es sind drey und zwanzig.

Cesar. Es wird dich Wunder nehmen, wann du hören wirst, daß ich durch so viele Stiche, mitten in dem Rath, durch meine beste Freunde bin umgebracht worden. O welche Verrätherey!

Cato.

(*) Im Französischen stehet hier mehrmalen das Wort, Tyrannie, welches wir bald die Ober-Herrschaft, bald die höchste Gewalt/ übersetzet haben. Sonst nennt man dieses Wort im argen Sinn, für eine grausame und barbarische Regierung.

Cato. Nein, solches nimt mich kein Wunder. Warest du nicht der Tyrann deiner besten Freunde sowohl, als der übrigen Bürger? Mußten sie nicht ihren Arm ausstrecken, ihr unterdrücktes Vaterland zu rächen? Man mußte nicht nur seinen Freund, sondern auch seinen eigenen Bruder, nach dem Exempel des Timoleon, aufopfern; ja seine eigene Kinder, wie der alte Brutus that.

Cesar. Einer von seinen Nachkommen hat dieser schönen Lection nur allzusehr gefolget. Es war eben dieser Brutus, den ich so sehr liebte, und der für meinen eignen Sohn gehalten wurde, welcher das Haupt der Zusammen-Verschwörung war, und mich umbrachte.

Cato. O glückseliger Brutus! der Rom wieder in Freyheit gesetzet, und der also seine Hände in dem Blut eines neuen Tarquins geheiliget hat, welcher noch hochmüthiger war, als derjenige, den Junius gestürzet hat.

Cesar. Du bist immer gegen mich eingenommen, und in deinen Sitten-Lehren allzu gezwungen gewesen.

Cato. Was hat mich gegen dich eingenommen? Dein liederliches Leben, deine Schwelgereyen, deine Betrüglichkeiten, dein weibisches Wesen, deine Schulden, deine Praticken, deine Vermessenheit; Sehet, dieses hat den Cato gegen einen Menschen eingenommen, dessen Gürtel, schweiffender Rock und weichliches Ansehen nichts versprachen, so der alten Römer Sitten würdig war. Du hast mich nicht betrogen; Ich habe dich von deiner Jugend an, gekannt. O wenn man mir geglaubet hätte . . . Ce-

Cesar. Du hattest mich in der Verschwörung des Catilina mit verwickelt, um mich in Unglück zu stürzen.

Cato. Du lebtest damal als ein Weib; und warest nur ein Mann gegen dein Vaterland. Was that ich nicht, um dich zu überzeugen? Alleine, Rom rannte in sein Verderben, dann es wolte seine Feinde nicht kennen.

Cesar. Deine Beredtsamkeit machte mich furchtsam, ich bekenne es; aber du kanst nicht läugnen, daß ich mich, als ein geschickter Kopf, wußte aus der Schlinge zu ziehen.

Cato. Sag, als ein geschickter Bösewicht, du verblendetest die Klugen durch deine sanftmüthige und schmeichelhafte Reden. Du stundest denen Verschwornen bey, unter dem Schein, die Schärfe nicht zu weit zu treiben. Ich allein, ich widerstunde, aber vergebens: seit der Zeit waren die Götter auf Rom erzürnet.

Cesar. Sag mir die Wahrheit! Du furchtest, nach der Schlacht bey Topse, in meine Hände zu fallen. Du wärest sehr verwirrt gewesen, vor mir zu erscheinen. Alleine: wußtest du nicht, daß ich gewohnt war, zu überwinden und zu vergeben.

Cato. Dieses ist die Vergebung eines Tyrannen; das ist so viel, als das Leben selbst. Ja, es ist das Leben eines Cato, welches ich fürchtete dem Cesar schuldig zu seyn; Lieber wolte ich sterben, als dich sehen.

Cesar. Ich wär grosmüthig mit dir umgegangen, wie ich mich gegen deinen Sohn erwiesen hatte. Wär es nicht besser gewesen, der Republic beyzustehen?

Cato. Wo die Freyheit ein Ende hat, da ist keine Republic mehr.

Cesar. Aber wie, muß man dann deswegen gegen sich selbst rasen?

Cato. Meine eigene Hände haben mich zum Trotz des Tyrannen in Freyheit gesezt. Ich verachtete ein Leben, das ich von ihm zum Geschenck erhalten hätte; Dich aber haben deine eigene Freunde als eine Mißgeburt erwürgen müssen.

Cesar. Wenn aber das Leben einem Römer nach meinem Sieg so schändlich war, warum sandest du mir dann deinen Sohn? woltest du, daß er niederträchtig aus der Art schlagen solte?

Cato. Ein jeder ergreift seine Parthie nach seines Herzens Neigung, entweder zu leben, oder zu sterben. Cato konte weiter nichts mehr thun, als sterben. Sein Sohn, weniger erhaben, als er, konte noch das Leben ertragen, und, in Ansehung seiner Jugend, freyere und glücklichere Zeiten hoffen. Ach! was litte ich nicht, da ich meinen Sohn zum Tyrannen übergehen ließ!

Cesar. Warum aber nennest du mich einen Tyrannen? Hab ich doch niemals den Namen eines Königs angenommen?

Cato. Es gilt um die Sache, und nicht um den Namen. Uberdem, wie viel Räncke gebrauchtest du nicht den Rath und das Volck an deine Königliche Aufführung zu gewöhnen? Antonius selbst war auf dem Fest der Lupercalien so unverschämt, daß er dir, gleichsam aus Scherz, eine Crone um das Haupt flochte. Allein, der Scherz war gar zu ernstlich, und wurde verabscheut. Du spürtest wohl, wie verächtlich solches

von dem Volck angesehen wurde: du verwiesest deswegen an den Jupiter eine Ehre, welche du dir nicht getrautest anzunehmen. Dieses machte, daß die Verschwornen deinen Untergang beschlossen. Siehest du wohl, daß wir hier unten auch gute Nachrichten haben?

Cesar. Nur allzu gute; Aber du lässest mir nicht Recht wiederfahren. Meine Regierung war gelinde. Ich habe mich als ein wahrer Vater des Vaterlandes aufgeführet; Man kan solches aus der grosen Betrübniß urtheilen, welchen das Volck über meinen Tod bezeigt. Zu einer solchen Zeit, weißt du wohl, findet die Schmeicheley nicht mehr statt. Ach! die arme Leute, da man ihnen meinen blutigen Rock wies, wolten mich rächen. Wie vieles Wehklagen! Welcher Pracht bey meiner Leiche auf dem Mars-Feld! Was hast du hierauf zu antworten?

Cato. Daß der Pöbel allzeit Pöbel ist, leichtglaubig, grob, eigensinnig, blind und unwissend, in Ansehung seiner wahren Wohlfahrt. Was hat dieses Volck nicht schon gelitten, weil es die Nachfolger der Tyrannen geschützt, und im Gegentheil seine Befreyer verfolget hat. Man hat das reinste Blut der Bürger durch unzehlige Verbannungen risseln sehen. Die Männer des Triumfirats sind barbarischer gewesen, als selbsten die Gallier, welche Rom eingenommen hatten. Glückselig! wer diese betrübte Zeiten nicht erlebet hat! Doch sage mir noch zulezt, O Tyrann! warum wütetest du in dem Eingeweide von Rom, deiner Mutter? Was nutzt es dir, daß du dein Vaterland in die Fessel geschlagen hast?

War

War es, um Ehre zu erlangen? so wäre solche viel reiner und vortreflicher gewesen, wenn du die Freyheit und die Hoheit derjenigen Stadt erhalten hättest, welche die Königin der ganzen Welt war, wie solches die Fabier, die Fabricier, die Marceller, und die Scipier gethan haben. Suchtest du ein ruhiges und glückseliges Leben? so fandest du solches am wenigsten in denen Grausamkeiten, welche von der Tyranney unzertrennlich sind? Ein jeder Tag deines Lebens war für dich so gefährlich, als derjenige, wo so viele redliche Bürger dadurch ihre Tugend unsterblich machten, daß sie dich umbrachten. Du sahest keinen einzigen wahren Römer, dessen Muth dich nicht für Schrecken solte zittern machen. Ist dieses dasjenige ruhige und glückselige Leben, welches du mit so vieler Mühseligkeit und mit so vielen Lastern erkauffet hast? Aber was sag ich, du hast nicht einmal die Zeit gehabt, die Frucht deiner Gottlosigkeit zu geniessen? Rede, Tyrann, rede! Du hast jezt so viel Verdruß, meinen Anblick zu ertragen, als ich würde gehabt haben, wenn ich deine verhaßte Gegenwart hätte ertragen müssen, da ich mir zu Utica das Leben nahm. Sage nun, wann du das Herz hast, sage, du seyest glücklich gewesen.

Cesar. Ich bekenne, daß ich solches nicht gewesen bin; aber solches Leute machten solche Leute, die mich in meinem Glücke stöhrten.

Cato. Sage vielmehr, daß du dich selbst darinn stöhrtest. Hättest du das Vaterland geliebet, so hätte dich dieses auch geliebet. Derjenige, den das Vaterland liebet, brauchet keine

Leib-Wachen: das ganze Vaterland wacht um ihn. Die wahre Sicherheit ist, recht zu thun, und sich so aufzuführen, daß der ganzen Welt an unserer Erhaltung gelegen ist. Du hast wollen herrschen, und dich fürchten machen. Wohlan, du hast geherrscht, und man hat dich gefürchtet; Allein die Menschen haben sich bald, sowohl von dem Tyrannen, als ihrer Furcht befreyet. So werden diejenige gestürzet, die, indem sie von allen Menschen wollen gefürchtet seyn, auch alles von denen Menschen wieder zu fürchten haben, weil ihnen daran gelegen ist, solchen zuvor zu kommen, und sich von ihrer Tyranney frey zu machen.

Cesar. Allein, diejenige Macht, welche du tyrannisch nennest, war endlich nöthig. Rom konte seine Freyheit nicht mehr ertragen, es mußte einen Herrn haben. Pompejus fieng an, ein solcher zu seyn: ich konte nicht leiden, daß er solches, zu meinem Nachtheil, seyn solte.

Cato. Man mußte den Tyrannen stürzen, ohne zu trachten, selbst einer zu werden. Uberdem, wann Rom begunte, so niederträchtig zu werden, daß es nicht mehr ohne einen Herrn seyn konte, so hätte man ein solches Laster lieber einem andern überlassen sollen. Wann ein Reisender unter die Hände der Räuber fällt, die ihn plündern wollen, muß man deswegen eilen, ihnen zuvor zu kommen, um selbst eine so abscheuliche That zu begehen? Allein, das allzu grose Ansehen des Pompejus hat dir zum Vorwand gedienet. Weiß man nicht, was du sagtest, als du in Spanien nach einer kleinen Stadt dich begabest, wo ver-

schiedene Bürger sich suchten in den Rath zu bringen? Meynest du, man hätte die Griechische Verse vergessen, die du so oft pflegtest im Munde zu führen? Zudem, wann du das Elend und die Schändlichkeit der Tyranney wußtest, warum gabst du dann solche nicht auf?

Cesar. Wie will man solche aufgeben? Der Pfad, welcher hinauf führet, ist mühsam und abklitschend; aber es ist kein Weg, um herab zu steigen: man komt nicht herunter, oder man stürzet sich in den Abgrund.

Cato. Unglückseliger, warum trachtet man darnach? warum reisset man alles nieder, um darzu zu gelangen? warum vergieset man so viel Blut, ohne deines eigenen dabey zu schonen, welches doch viel zu spat vergossen wurde? Du suchst leere Ausflüchte.

Cesar. Und du, du antwortest mir nicht. Ich frage dich: Wie kan man, ohne sich in Gefahr zu stürzen, die Tyranney aufgeben?

Cato. Gehe, frag den Sylla, und schweig! Frag dieses nach Blut dürstige Ungeheuer um Rath: sein Exempel wird dich schamroth machen. Gehab dich wohl! Ich fürchte, daß der Schatten des Brutus nicht verächtlich auf mich blicke, wenn er mich so lange mit dir reden siehet.

Das XXXIX. Gespräch.

Cato und Cicero.

Caracter dieser beyden Weltweisen mit einem unvergleichlichen Zusammenzug, was die Tugend des einen zu wildes und zu strenges, und diejenige des andern zu schwaches hatte.

Cato.

Ich habe euch, groser Redner, schon lange hier erwartet. Ihr hättet schon vor längst hier ankommen sollen; ihr habt solches aber so lang verzögert, als es euch möglich war.

Cicero. Ich bin, nach einen Tod, voller Muth und Herzhaftigkeit hier angelangt. Ich bin das Opfer der Republic gewesen; dann seit der Zeit der Catilinischen Verschwörung, wo ich Rom errettet hatte, konte kein Mensch mehr ein Feind der Republic seyn, ohne mir den Krieg anzukündigen.

Cato. Ich habe doch gleichwohl erfahren, daß ihr durch eure Unterwirfigkeit euch bey dem Cesar in Gunst gebracht, daß ihr gegen ihn die prächtigste Lobsprüche verschwendet, daß ihr in der genavesten Freundschaft mit allen verächtlichen Favoriten gestanden, und daß ihr sogar in euren Briefen die Leute zu berden suchtet, sie solten sich der Gnade des Cesars ergeben, und im Frieden mitten in Rom unter der Knechtschaft leben. Sehet, worzu die Beredsamkeit dienet!

Cicero. Es ist wahr, ich habe solche bey dem Cesar gebrauchet, um die Gnade des Marcellus und des Legarius zu erhalten.

Cato.

Cato. Ey! ist es dann nicht besser, schweigen, als seine Beredtsamkeit dazu gebrauchen, um einem Tyrannen zu schmeicheln? O Cicero! ich habe mehr gewußt, als ihr. Ich konte schweigen und sterben.

Cicero. Ihr habt nicht die schöne Anmerckung gelesen, die ich in meinem Buch von denen menschlichen Pflichten gemacht habe; nemlich, daß ein jeder der natürlichen Eigenschaft seines Gemüths folgen müsse. Es sind Menschen, die von einem so stolzen und eigensinnigen Wesen sind, daß sie eine so rauhe und wilde Tugend bis in den Tod fortsetzen müssen. Es ist ihnen nicht erlaubt, das Angesicht eines Tyrannen zu vertragen; sie haben kein anderes Mittel sich zu helfen, als den Tod. Es giebt hingegen eine andere Tugend, die angenehm und gesellig ist, die man bey gewissen sanftmüthigen Leuten findet, welche die Republic noch höher, als ihre eigene Ehre schätzen. Diese müssen zum gemeinen Besten mit dem Tyrannen leben, und denselben schonen. Sie sind sich ihren Mitbürgern schuldig, und es ist ihnen keineswegs erlaubt, durch einen übereilten Tod den Untergang ihres Vaterlandes zu befördern.

Cato. Ihr habt dieser Pflicht wohl nachgelebet, und wenn man von eurer Liebe für Rom, nach eurer Furcht vor dem Tod urtheilen soll, so muß man bekennen, daß Rom euch vieles schuldig ist. Allein, die Leute, welche so wohl zu reden wissen, solten alle ihre Worte mit solcher Kunst einrichten, daß sie sich nicht selbsten widersprechen mögten. Dieser Cicero, welcher den Cesar bis in den Himmel erhoben, und der sich nicht geschämt hat, die Göt-

ter zu bitten, daß sie ein so groses Gut den Menschen nicht mißgönnen mögten; Mit welcher Stirn hat er hernach die Mörder des Cesars, Erretter des Vaterlandes nennen können? Welch ein grober Widerspruch! welche schändliche ehrlose Niederträchtigkeit! Kan man sich auf die Redlichkeit eines Mannes verlassen, der nur redet, wie es die Zeit mit sich bringet?

Cicero. Man mußte sich wohl nach denen Umständen der nothleidenden Republic richten. Dieses Nachgeben war besser, als der Krieg in Africa, welchen ihr und Scipio gegen die Regeln der Klugheit unternommen habt. Ich, für mein Theil, habe es wohl voraus gesagt, wie solches meine Briefe bezeigen, daß ihr würdet unten liegen. Aber euer unbeugsames rauhes Wesen konte keine Mäßigung dulten; euer Natur fiel immer auf das äusserste.

Cato. Ihr, im Gegentheil, wie ihr solches oft selber bekennet, waret nur allein geschickt, die Schwierigkeiten voraus zu sehen. Diejenige, welche die Oberhand hatten, zogen euch allezeit mit zu ihrer Parthey, und machten euch eure erste Meynungen verändern. Hat man euch nicht sehen den Pompejus bewundern, und alle eure Freunde ermahnen, sich ihm zu ergeben? Habt ihr hernach nicht selbst dafür gehalten, daß Pompejus Rom in Knechtschaft setzen würde, wann er über den Cesar die Oberhand haben solte. Wie! sagtet ihr, wird er redlichen Leuten trauen, wenn er Herr ist, da er keinem von uns trauet, wo er doch unserer vonnöthen hat? Kurz! habt ihr nicht den Cesar bewundert? Habt ihr nicht den Octavius hervorgesucht, und gelobet?

Cicero. Ich habe aber den Antonius angegriffen. Was kan heftiger seyn, als meine Reden, die ich gegen ihn gehalten habe? Waren sie nicht gleich denenjenigen des Demosthenes wider den Philippus?

Cato. Sie sind vortreflich; allein, Demosthenes wußte besser, als ihr, wie er sterben solte. Anti-Pater konte ihm weder den Tod, noch das Leben geben. Mußte man fliehen, wie ihr thatet, ohne zu wissen, wohin, und den Tod von den Händen des Popilius erwarten? Ich habe es besser gemacht, und mir solchen selbst gegeben.

Cicero. Ich, im Gegenthtil, habe lieber, so lang ich lebte, wegen der Republic nicht gar verzeifeln wollen, und deswegen für besser gehalten, solche mit mäßigen Rathschlägen noch zu unterstützen, als einen unmächtigen und thörigten Krieg anzufangen, und solchen mit Verzweiflung zu endigen.

Cato. Eure Friedens-Unterhandlungen taugten nicht mehr, als mein Krieg in Africa: dann Octavius, so jung er auch war, hat mit dem grosen Cicero, der ein Licht zu Rom war, nur sein Spiel getrieben. Er hat sich eurer bedienet, um sich in Anseheu zu bringen; darauf hat er euch dem Antonius überliefert. Ihr aber, der ihr vom Krieg redet, habt ihr jemals verstanden, wie man solchen führet. Ich habe eure schöne Eroberung von Pindeniß, einer kleinen Stadt in denen Pässen von Cilicien, noch nicht vergessen. Ein Schaf Pferg ist nicht viel leichter einzunehmen. Diese trefliche Helden-That hätte, eurer Meynung nach, einen Triumph verdienet. Die

Gebete, die der Rath deswegen angeordnet hatte, waren dazu nicht genug. Sehet, was ich euch damals auf euer Ansuchen, so ihr darüber an mich gelangen liesset, zur Antwort gab: Ihr solt mehr zufrieden seyn, sagte ich, mit dem Lob, welches der Rath euch ertheilet, und welches ihr durch eure gute Aufführung verdienet habt, als mit einem Triumf: dann der Triumf wäre nicht sowohl ein Kennzeichen der Tugend des Triumfirers, als desjenigen Glücks, damit die Götter seine Unternehmungen begleitet hätten, gewesen. Also pfleget man, so gut man kan, denen Leuten etwas vorzusagen, die wegen ihrem Hochmuth nicht fähig sind, sich selbsten Recht widerfahren zu lassen.

Cicero. Ich erkenne, daß ich allezeit sehr ruhmbegierig gewesen bin; Allein, ist solches auch verwunderns werth? Hab ich nicht grose Lobsprüche bey meinem Bürgermeister-Amt, wie auch durch meine Liebe für die Republic, imgleichen durch meine Beredtsamkeit; und endlich durch meine Erkäntniß in der Welt-Weisheit verdienet? Als ich kein Mittel mehr vor mir sah, Rom in seinem Unglück zu dienen, vergnügte ich mich, damit in einer erlaubten Ruhe meinen Gedancken nachzuhängen, und von der Tugend zu schreiben.

Cato. Es wär besser gewesen, solche in der Gefahr auszuüben, als darüber zu schreiben. Bekennet es, ihr waret nur ein schlechter Copiste der Griechen; Ihr vermengtet Plato und Epicur, die alte Schule mit der neuen; und nachdem ihr uns eine Nachricht von ihren Lehr-Sätzen in Gesprächen gegeben, wo ein Mensch schier immer

alleine spricht, kontet ihr doch selbst darüber kein ächtes Urtheil fällen. Ihr waret immer ein Fremdling in der Welt-Weisheit, und eure Gedancken waren nur dahin gericht, euren Verstand mit demjenigen auszuzieren, was sie schönes hat. Kurz! ihr waret immer wanckelmüthig, sowohl in der Politic, als in der Philosophie.

Cicero. Gehabt euch wohl, Cato. Euer unfreundliches Wesen gehet allzuweit. Wenn man euch so mißvergnügt siehet, solte man glauben, ihr bedauret das Leben. Was mich betrift, so bin ich froh, daß ich solches verlohren, ob ich mich gleich nicht so braf aufgeführet habe, wie ihr. Ihr macht euch damit allzugros, daß ihr im Sterben dasjenige gethan habt, was viele Sclaven mit so vieler Herzhaftigkeit als ihr, gethan haben.

Das XL. Gespräch.

Cesar und Alexander.

Eigenschaften eines Tyrannen und eines Fürsten, der mit den schönsten Tugenden ist gebohren worden, sich aber seiner Ehrsucht und seiner Begierden überläßt. Beyde sind Geissel des menschlichen Geschlechts: der eine zwar ist zu beklagen, den andern aber verabscheuet die Menschlichkeit.

Alexander.

Wer ist dann dieser neu-angekommene Römer? Er ist mit vielen Wunden durchstochen. Ach! ich höre, daß man sagt, es

es sey Cesar. Ich grüse dich, Groser Römer; Man sagte, du würdest die Parther überwinden, und ganz Morgenland unter deine Botmäßigkeit bringen: wie komt es, daß wir dich hier sehen?

Cesar. Meine Freunde haben mich im Rath umgebracht.

Alexander. Warum bist du ihr Tyrann geworden, du, der du nur ein Burger von Rom warest?

Cesar. Es schicket sich wohl für dich, mit mir also zu reden. Hast du nicht Asien mit Ungerechtigkeit erobert? Hast du nicht Griechenland in Dienbarkeit gebracht?

Alexander Ja, aber die Griechen waren fremde Völcker, und Feinde von Macedonien. Ich habe nicht, wie du, meinem eigenen Vaterland Fesseln angelegt; Vielmehr hab ich Macedonien, durch die Herrschaft über ganz Morgenland, einen unsterblichen Ruhm erworben.

Cesar. Du hast weibische Menschen überwunden, du bist so weibisch worden, wie sie; Du hast denen Persianern ihre Schätze geraubet, und diese Schätze der Persianer haben dich überwunden, indem sie dich verdarben. Hast du noch bis in die unterirrdische Reiche den unvernünftigen Hochmuth mitgebracht, der dich für einen Gott halten ließ?

Alexander. Ich bekenne meine Fehler und meine Irrhümer. Schicket es sich aber für dich, mir meine Weichlichkeit vorzuwerfen? weiß man nicht dein schändliches Leben in Bythinien? deine Laster zu Rom, wo du nur allein die Ehren-Stellen durch unehrliche Praticken erlangtest?

Ohne

Ohne deine Schand-Thaten wärest du in deiner Republic niemals nichts anders, als ein Bürger gewesen; In welchem Stand du auch dein Leben würdest erhalten haben.

Cesar. Das Gift zu Babylon thate dasjenige gegen dich, was der Stahl zu Rom gegen mich verrichtet hat.

Alexander. Meine Kriegs-Obersten haben mich ohne schändliche Missethat nicht mit Gift hinrichten können; Deine Mitbürger aber sind die Erretter der Freyheit ihres Vaterlandes. Also ist unserer beyden Todes-Art sehr unterschieden; unsere Jugend aber war einander noch ungleicher, die meinige war keusch, edel und aufrichtig; die deinige war ohne Scham und ohne Redlichkeit.

Cesar. Dein Schatten hat noch nichts von deinem Hochmuth und von deinem Zorn verlohren, welche in deinem Leben dir eigen waren.

Alexander. Ich war (ich muß es bekennen) durch meinen Hochmuth aufgebracht. Deine Aufführung war besser eingericht, als die meinige; Allein, du hast meine Redlichkeit und mein frey- offenherziges Wesen nicht nachgeahmet. Man muß zuvor ein ehrlicher Mann seyn, bevor man den Ruhm eines grosen Mannes erlangen kan. Ich bin öfters schwach und hochmüthig gewesen, aber ich war besser für mein Vaterland, und weniger ungerecht, als du.

Cesar. Du sprichst viel von Gerechtigkeit, da du ihr doch nicht gefolget bist. Was mich anlangt, so glaube ich, daß der tüchtigste Mann sich soll suchen zum Herrn zu machen, und hernach die Herrschaft glücklich führen.

Aleeander. Ich hab es, wie du, nur allzusehr geglaubt. Eacus, Radamant und Minos, haben mir solches scharf verwiesen, und meine Eroberungen verdammet. Gleichwohl bin ich bey meinen Ausschweifungen niemals der Meynung gewesen, daß man die Gerechtigkeit bey Seite setzen solte. Du bist übel daran, daß du solche verletzet hast.

Cesar. Die Römer haben viel verlohren, weil sie mich umgebracht haben. Ich hatte auf Mittel gedacht, sie recht glücklich zn machen.

Alexander. Das beste Mittel darzu wär gewesen, dem Sylla nachzufolgen, der, nachdem er, wie du, der Tyrann seines Vaterlandes gewesen, ihm seine Freyheit wieder schenckte. Du hättest dein Leben so ruhig 'geendet, wie er. Aber du kanst mir nicht glauben. Ich verlasse dich, und will gehen, dich vor denen dreyen Richtern zu erwarten, die dir das Urtheil sprechen werden.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Das XLI. Gespräch.

Pompejus und Cesar.

Nichts ist gefährlicher für einen freyen Staat, als die Leichtfertigkeit der Weiber, und die Verschwendung derjenigen, welche nach der höchsten Gewalt trachten.

Pompejus.

Ich erschöpfte mich durch meine Ausgaben, um denen Römern zu gefallen, und gleichwohl kostete es mich sehr viele Müh, darzu gelangen. Im fünf und zwanzigsten Jahr meines

meines Alters hatte ich schon triumphiret; Ich habe den den Sertorius, den Mithridates, die See-Räuber von Celicien überwunden. Diese drey Triumphe haben mir tausend Neider zuwegen gebracht. Ich mache noch immerfort einen grosen Aufwand; Ich gebe Schauspiele, ich mache mir durch meine Wohlthaten einen unzehligen Anhang. Alles dieses befriediget nicht den Neid. Cato ist so voll Verdruß, daß er auch so gar meine Verbindniß ausschlägt. Tausend andere stellen sich meinen Absichten in Weg. Was dencket ihr davon, mein Schwieger-Vater? Ihr saget nichts.

Cesar. Ich dencke, daß ihr sehr üble Anstalten macht, die Republic zu beherrschen.

Pompejus. Wie so? Was wolt ihr damit sagen? Wisset ihr bessere, als das Geld mit vollen Händen auszugeben, um der Bürger ihre Stimmen zu gewinnen, und die Gunst des Pöbels sich durch Klopffechter, durch Hetzen wilder Thiere, durch Austheilung von Korn und Wein, zuwegen zu bringen? und endlich, daß man sich viele eifrige Clienten für die Sporteln mache, die ich gebe? Marius, Cinna, Fimbria, Sylla, ja die allerklügste Leute, haben sie nicht alle diesen Weg eingeschlagen?

Cesar. Alles dieses erreichet nicht den Zweck, und ihr verstehet davon nichts. Catilina war witziger, als alle diese Leute.

Pompejus. Worinn? ihr setzet mich in Verwunderung: redet ihr ernstlich?

Cesar. Ja! ich bin niemals ernstlicher gewesen.

Pompejus.

Pompejus. Was ist denn das für ein Geheimniß, um den Neid zu befriedigen, um dem Argwohn zu begegnen, um sowohl dem Adel, als dem Volck zu gefallen?

Cesar. Wollt ihr es wissen? thut wie ich. Ich rathe euch nur das, was ich selber practicire.

Pompejus. Wie? dem Volck, unter dem Schein der Gerechtigkeit und der Freyheit schmeicheln? Ein hitziger Zunftmeister und ein eifriger Grachus seyn?

Cesar. Dieses ist etwas, aber nicht alles. Es ist noch etwas viel sicherers.

Pompejus. Was ist es dann? Ist es etwas von der schwarzen Kunst, ist es eine Beschwörung der Geister? oder die Wissenschaft der Gestirne?

Cesar. Gut! alles dieses ist nichts. Mährgens von alten Weibern.

Pompejus. Ho! ihr seyd sehr spöttisch. Ihr habt also einen Umgang mit denen Göttern, wie Numa, Scipio, und andere mehr?

Cesar. Nein, alle diese Künsteleyen sind altväterisch.

Pompejus. Was ist es dann endlich? Haltet mich nicht länger im Zweifel.

Cesar. Sehet hier die zwey Grund-Sätze von meiner Lehre. Erstlich muß man alle Weiber bestechen, um durch sie die gröste Geheimnisse in denen Familien zu erforschen; Zweytens, Geld borgen, und solches ohne Maaß verschwenden, aber nicht wieder bezahlen; dann so ist einem jeden Glaubiger daran gelegen, euer Glück befördern zu helfen, um das Geld nicht zu verlieren, welches ihr ihnen schuldig seyd. Sie geben euch ihre Stimmen;

Sie

Sie regen Himel und Erden, um euch auch diejenigen von ihren Freunden zuwegen zu bringen. Je mehr ihr Schuld-Leute habt, je mehr Anhang habt ihr auch. Um mich zum Herrn von Rom zu machen, suchte ich der ganzen Stadt ihr Schuldner zu werden. Je mehr ich verdorben war, desto mächtiger war ich auch; Man darf nur wacker drauf loszehren, so komt das Geld mit Hauffen.

Das XLII. Gespräch.

Cicero und August.

Undanckbare Menschen verpflichten, heißt soviel, als sich selber ins Verderben stürzen.

August.

Guten Tag, groser Redner: es ist mir lieb, daß ich euch wieder sehe, dann ich habe noch nicht alles vergessen, was ich euch schuldig bin.

Cicero. Ihr könt euch dessen hier errinnern; allein in der Welt dachtet ihr wenig daran.

August. Nach eurem Tod selbst fand ich einsmals einen von meinen Enckeln, der eure Schriften las; er befürchtete, ich mögte solches nicht gut heissen, und war darüber in Verwirrung; allein, ich stellte ihn sicher, und sagte von euch, ihr wäret ein groser Mann gewesen, der sein Vaterland sehr geliebet hätte. Ihr sehet also, daß ich nicht das Ende meiner Lebens erwartet habe, um von euch gutes zu sprechen.

Cicero. Eine feine Vergeltung für alles, was ich gethan habe, euch zu erheben! Da ihr nach dem Tod des Cesars jung und ohne Ansehen waret, so gab ich euch meine Rathschläge, meine Freunde, meinen Credit.

August. Ihr thatet solches weniger aus Liebe zu mir, als, um das Ansehen des Antonius zu hemmen, vor dessen Macht ihr in Furchten waret.

Cicero. Es ist wahr, ich fürchtete mich als ein Kind, vor diesem gewaltigen und zornigen Mann. Allein, ich betrog mich hierinnen, dann ihr waret weit gefährlicher, als er. Inzwischen hattet ihr mir gleichwohl euer Glück zu dancken. Was sagte ich nicht vor dem Rath; mittlerweile, daß ihr in der Belagerung von Modena euch befandet, wo die beyde Bürgermeister, Hirlius und Pansa, über ihren Sieg zu Grunde giengen? Ihr Sieg machte, daß man euch vor die Spitze des Heeres stellte. Ich war derjenige, der durch seine Reden, die man die philippische nante, verursachte, daß die Republic sich dem Antonius widersetzte. An statt vor diejenige zu streiten, die euch die Waffen in die Hände gegeben, hattet ihr euch mit eurem Feind, dem Antonius, und mit Lepidus, dem nichtswürdigsten Menschen von der Welt, auf eine niederträchtige Art eingelassen, um Rom die Fesseln anzulegen. Als dieses geheiligte Triumvirat aufgerichtet war, verlangtet ihr, einer von dem andern, gewisse Köpfe. Ein jeder, der von seinem Mitgesellen Böses verlangte, wurde dadurch auch zugleich verpflichtet, selber Böses zu thun. Antonius sahe sich gezwungen, eurer Rache den L. Cesar, seinen eignen Vetter, aufzuopfern, um von euch meinen Kopf zu erlangen, und ihr überliesset mich schändlich seiner Wuth.

August. Es ist wahr, ich konte nicht einem Menschen widerstehen, den ich nöthig hatte, um mich zum Herrn der Welt zu machen. Diese Versuchung ist starck, und man muß sie entschuldigen.

Cicero.

Cicero. Eine so grausame Undanckbarkeit kan mit nichts entschuldiget werden. Ohne mich wäret ihr nie zu der Regierung der Republic hervor gezogen worden. O wie sehr bereu ich die Lobsprüche, die ich euch gegeben habe. Ihr seyd ein abscheulicher Tyrann worden, ihr waret nur ein betrügerischer und falscher Freund.

August. Sehet hier eine Menge Schimpfwörter. Ich glaube, ihr wollet gegen mich eine noch heftigere Philippica machen, als diejenige waren, die ihr gegen den Antonius gehalten habt.

Cicero. Nein, ich habe meine Beredtsamkeit zurück gelassen, da ich über die Wellen des Styx gekommen bin. Aber die Nachwelt wird wissen, daß ich euch zu demjenigen gemacht habe, der ihr waret, und daß ihr derjenige gewesen seyd, der mich hat umbringen lassen, um den Haß des Antonius zu vergnügen. Was mich aber am meisten verdrießt, ist, daß eure schändliche Furcht, welche euch bey allen künftigen Zeiten verächtlich macht, mich ebenfals bey Leuten, die Einsicht haben, um meinen Ruhm wird bringen können. Sie werden sagen, ich hätte mich von einem jungen Menschen hinter das Licht führen lassen, um dessen Ehrsucht zu vergnügen. Leute sich verbindlich machen wollen, die von einer bösen Gemüths-Art sind, heißt, sich selber Verdruß und Schande machen.

Das

Das XLIII. Gespräch.

Sertorius und Mercurius.

Die Fabeln und Mährgens wircken mehr bey dem leichtglaubigen Volck, als die Wahrheit.

Mercurius.

Ich muß eilends wieder nach dem Olympus zurückkehren. Es ist mir leid, dann ich sterbe für Verlangen, zu wissen, wie du dein Leben geendiget hast.

Sertorius. Ich will dir solches mit zwey Worten sagen: Der junge Lehrling, und die gute Alte konten mich nicht überwinden. Perpenna, der Verräther, ließ mich umbringen. Ohne ihn würde ich meinen Feinden noch ein weites Feld gewiesen haben.

Mercurius. Wen nennest du den jungen Lehrling und die gute Alte?

Sertorius. Ey! wußt du das nicht? Es waren Pompejus und Metellus. Metellus war weichlich und träg, dabey wanckelmüthig, alt und erschöpft. Er versäumte die Gelegenheiten, die der Sache einen Ausschlag geben konten, durch sein langweiliges Zaudern. Pompejus im Gegentheil, hatte keine Erfahrung. Mit denen Barbaren, die ich zusammen zog, spottete ich dieser beyden Feld-Obersten und ihrer Legionen.

Mercurius. Es wundert mich nicht. Man sagt, du wärest ein Schwartzkünstler gewesen, und hättest eine Hündin gehabt, welche zu dir ins Lager gekommen wär, dir alle Anschläge deiner Feinde, und alles, was du gegen sie unternehmen soltest, zu entdecken.

Sertorius.

Sertorius. So lang ich meiner Hindin vonnöthen hatte, offenbahrte ich niemand dieses Geheimniß. Nun aber, da ich mich dessen nicht weiter bedienen kan, will ich dir solches auslegen.

Mercur. Wohlan, war es eine Bezauberung?

Sertorius. Ganz und gar nicht. Es war eine Narrheit, die mir mehr genutzet hat, als mein Geld, mein Volck, und die Zerrüttung der Parthey des Marius gegen Sylla, die ich in die Enge der Gebürge, zwischen Spanien und Lusitanien, getrieben hatte. Ein listiger Betrug, wann er zu rechter Zeit gebrauchet wird, führet ein abergläubisches Volck sehr weit.

Mercurius. War aber dieser Betrug nicht zimlich grob?

Sertorius. Sonder Zweifel; allein das Volck, welches damit hintergangen wurde, war noch gröber.

Mercur. Wie, diese Barbaren glaubten alles, was du von deiner Hindin ihnen vorsagtest?

Sertorius. Alles: wenn ich gewolt, so hätten sie noch mehr geglaubt. Hatt ich durch Uberläuffer, oder durch Kundschafter den Marsch der Feinde entdecket, so war es meine Hindin, die mir solches ins Ohr gesagt hatte. Wurd ich geschlagen, so verkündigte mir die Hindin, daß die Götter mir wieder aufhelfen würden. Die Hindin befahl denen Einwohnern des Landes, daß sie mit aller Macht mir solten beystehen, wo sie anders nicht von Seuche und Hunger wolten aufgerieben seyn. Hatte sich meine Hindin einige Tage verlohren, und wurde hernach wieder gefunden, so hielt ich sie sehr verborgen, und verkündigte darauf durch eine Art von Vorahndung oder Prophezeyung, daß sie würde wieder kommen,

da ich sie alsdann ließ ins Lager lauffen, wo sie mir neue Botschaft von denen Göttern brachte. Kurz, meine Hindin that alles; sie allein half mir in meinen Widerwärtigkeiten.

Mercurius. Dieses Thier hat dir wohl gedienet; du aber dientest uns übel: dann dergleichen Betrügereyen machen die Unsterblichen verächtlich, und entehren überaus alle unsere Geheimnisse. Du warst in der That ein gottloser Mensch.

Sertorius. Ich war nicht gottloser, als Numa mit seiner Nymphe Egeria; als Lycurgus und Solon mit ihrem geheimen Umgang mit seinem vertrauten Geist; und endlich als Scipio mit seiner geheimen Art, mit welcher er auf das Capitolium gieng, um den Jupiter um Rath zu fragen, der ihm alle seine Kriegs-Unternehmungen gegen Carthago einflösete. Alle diese Leute sind sowohl Betrüger gewesen, wie ich.

Mercurius. Sie waren es, aber nur, um gute Gesetze einzuführen, oder, um das Vaterland siegreich zu machen.

Sertorius. Und ich war es, um mich gegen den Anhang des Tyrannen Sylla zu vertheidigen, der Rom unterdrückt, und einige Bürger, die wie Sclaven verkleidet waren, zu mir gesandt hatte, mich als die lezte Stütze der Freyheit ums Leben zu bringen.

Mercurius. Wie! du betrachtetest die ganze Republic, als einen Anhang des Sylla? Du warest noch allein redlich gegen alle Römer geblieben, und gleichwohl betrogest du die arme Barbaren mit denen Geheimnissen der Religion.

Sertorius. Es ist war; wie solte man es aber mit denen Thoren anfangen? Man muß sie wohl

mit Thorheiten herumführen, will man anders zu seinem Zweck kommen. Wolte man ihnen nur lauter gründliche Wahrheiten sagen, so würden sie solchen keinen Glauben beymessen. Erzehlet Mährgens, schmeichelt und redet so etwas daher, so wird groß und klein euch nachlauffen und bewundern.

Das XLIV. Gespräch.

Der junge Pompejus, und Menas, der Freygelassene.

Eigenschaft eines Menschen, der, weil er nicht die Tugend um ihrer selbst willen liebet, nicht so gut ist, daß er nicht gern solte der Laster geniessen wollen; noch so bös, daß er sie solte begehen.

Menas.

Wolt ihr, daß ich soll einen schönen Streich machen?

Pompejus. Wie so? rede, du bist ganz verstöhrt, du siehest aus, wie eine Sybille in ihrer Gruft, welche schnauffet, schäumet, und bezaubert ist

Menas. Es ist für Freude. O glückselige Gelegenheit! weñ es meine Sache wär, so wär schon alles gethan: wollt ihrs haben? Ein Wort, ja, oder nein.

Pompejus. Wie, du sagst mir nicht, was, und verlangest doch eine Antwort. Sprich, was wilt du? Rede deutlich.

Menas. Ihr habt da den Antonius und den Octavius in eurem Schif an der Tafel, sie dencken nur allein sich recht lustig zu machen.

Pomp. Meynest du, ich hätte keine Augen, es zu sehen?

Menas. Allein, habt ihr Ohren, mich zu hören? O schönes Netz, sie zu erhaschen!

Pompejus. Wie, meynest du, ich solte sie verrathen? Ich, ich solte mein gegebenes Wort nicht meinen Feinden halten? Der Sohn des grosen Pompejus soll ein Schelmenstück begehen. Ey, Menas, kennst du mich nicht besser!

Menas. Ihr verstehet mich noch übler: ihr solt den Streich nicht thun: sehet hier die Hand, die sich darzu bereit macht; Haltet euer Wort, als ein groser Mann, und lasset den Menas machen, der nichts versprochen hat.

Pompejus. Aber du wilst, daß ich dich machen lasse: ich, dem man sich hat anvertrauet? du wilst, daß ich es wissen und zugeben soll? Ach! Menas, mein lieber Menas, warum hast du es mir gesagt? Man hätte solches thun sollen, ohne mir es zu sagen.

Menas. Allein, ihr wisset ja nichts, ich will das Ancker-Seil entzwey hauen; wir stossen damit ins offene Meer: die beyden Tyrannen von Rom sind in euren Händen. Das Blut eures Vaters wird gerochen an denen beyden Erben des Cesars. Pompejus hält getreulich sein Wort, grosmüthig, voller Ruhm und Ehre; Menas, der Freygelassene, Menas begehet das Laster, und der tugendhafte Pompejus macht sich solches zu Nutzen.

Pompejus. Pompejus aber kan diese schändliche That nicht voraus wissen, und solche zulassen, ohne mit Theil daran zu nehmen. Ach Unglückseliger! du hast alles verdorben, da du mir davon gesagt hast. Wie sehr bedauere ich, was du hättest thun können.

Menas. Wenn ihr es bedauret, warum erlaubet ihr es nicht? Und wenn ihr es nicht erlauben könt, war-

warum bekümmert ihr euch darüber? Ist die Sache gut, so muß man sie herzhaft wollen, und sich deswegen nicht viel zieren; Ist sie böse, warum wünschet ihr, daß sie geschehen wär. Ihr seyd euch selbst entgegen. Ein Gespenst der Tugend macht euch furchtsam, und ihr macht mir die Wahrheit erkennen, wenn man sagt: Es gehöre ein starcker Geist darzu, um grose Laster zu unternehmen.

Pompejus. Es ist wahr, Menas, ich bin weder so gut, daß ich mir nicht die Laster wolte zu Nutze machen; noch so böse, daß ich das Laster selbst begehen mögte. Ich sehe mich zwischen beyden, welches weder Tugend, noch Laster ist. Es ist nicht die wahre Ehre, sondern eine böse Schande, die mich zurück hält. Ich kan einem Verräther nicht beypflichten; gleichwol aber würde ich keinen Abscheu an der Verrätherey haben, um mich zum Herrn der Welt zu machen.

Das XLV. Gespräch.

Caligula und Nero.

Gefahr bey der höchsten Gewalt, wenn ein Fürst einen schwachen Verstand hat.

Caligula.

ICh bin erfreut, dich zu sehen: du bist eine Rarität. Man hat meine Eifersucht gegen dich aufbringen wollen, indem man mich versichert, du hättest mich an wunderbaren Thaten noch übertroffen.

Nero. Schöne Vergleichniß! du warest ein Narr. Ich aber habe mit den Menschen nur mein Spiel getrieben, und habe ihnen Sachen gewiesen,

die sie nie gesehen hatten. Ich habe meine Mutter, meine Frau, meinen Hofmeister, und meinen Lehrmeister lassen umbringen. Ich habe mein Vaterland in die Asche geleget. Sehet, das sind Streiche von einer rechten Herzhaftigkeit, welche sich über die menschliche Schwachheit empor schwinget. Der gemeine Mann nennet es Grausamkeit; ich nenne solches eine Verachtung der ganzen Natur, und eine wahre Grosmuth der Seelen.

Caligula. Du prahlest nur. Hast du, wie ich, deinen sterbenden Vater erstickt? Hast du deiner Frauen, wie ich der meinigen, geliebkoset, und ihr gesagt: Du artiger kleiner Kopf, ich werde dich lassen herunter hauen, wenn es mir gefallen wird?

Nero. Das waren in der That rechte Artigkeiten. Ich, für mein Theil, sage nichts, als was Grund hat. Ey wahrhaftig, ich habe noch eine der schönsten Stellen von meinem Lebens-Lauf ausgelassen; diese ist, daß ich auch meinen Bruder, den Britannicus habe umbringen lassen.

Caligula. Das ist etwas, ich muß es bekennen. Ohne Zweifel thatest du solches, um der Tugend des ersten Stifters von Rom nachzuahmen, der aus Liebe zum gemeinen Besten, auch das Blut seines Bruders nicht verschonete. Aber du warest ja nur ein Musicant.

Nero. O ja; was dich betrift, so hattest du weit höhere Ansprüche: du woltest ein Gott seyn, und alle diejenige, die daran zweifelten, niedermetzeln lassen.

Caligula. Warum das nicht? Konte man das Leben der Menschen auch besser anwenden, als solches meiner Gottheit aufopfern? Das waren soviel Schlacht-Opfer auf meinen Altären. Ne-

Nero. Ich verfiel nicht auf solche Grillen; allein, ich war der gröste Musicant und der vollkommenste Comödien-Spieler im Reich. Ich war dabey auch ein guter Poete.

Caligula. Zum wenigsten glaubtest du solches; andere aber glaubten es nicht; man lachte sowohl über deine Stimme, als über deine Verse.

Nero. Man lachte nicht darüber, ohne meine Rache zu fühlen. Lucanus hatte bald Ursach, es zu bereuen, daß er mich übertreffen wolte.

Caligula. Dieses war wohl eine feine Ehre für einen Römischen Kayser, sich auf der Schau-Bühne wie ein Pickelhäring zu zeigen, mit denen Poeten um den Vorzug zu eifern, und sich dem öffentlichen Gelächter auszustellen.

Nero. Daran ist die Reise schuld, welche ich in Griechenland thate, solche erhizte mir den Kopf für die Schau-Spiele, und für alles, was auf dergleichen Vorstellungen hinaus lief.

Caligula. Du hättest in Griechenland bleiben sollen, um einen Comödien-Spieler abzugeben, und einem andern die Stelle eines Kaysers zu Rom überlassen sollen, der solche mit mehrer Majestät hätte begleiten können.

Nero. Wie! hatte ich nicht mein Haus zu Rom von Gold, welches gröser, als die gröste Städte seyn solte? O fürwahr, ich verstunde mich auf Herrlichkeit und Pracht.

Calig. Wenn dieses Haus wäre fertig worden, so hätten die Römer ausserhalb Rom wohnen müssen. Dieses Haus schickte sich für den Colossus, welcher dich vorstellte, und nicht für dich, indem du ja nicht grösser warest, als wie ein andrer Mensch.

Nero. Ich hatte aber nichts als groses im Sinn.

Caligula. Nein, du hattest nur Riesen und Ungeheuer im Kopf. Allein, durch alle diese schöne Anschläge machte Vindex einen Strich.

Nero. Und durch die deinige, Chereas, wie du auf die Schau-Bühne giengest.

Caligula. Es ist nicht zu läugnen, wir nahmen beyde kein gar glückliches Ende, und zwar in der Blüte unsrer Jugend.

Nero. Man muß die Wahrheit sagen; wenig Leute waren uns geneigt, um uns ein langes Leben zu wünschen. Man bringt die Zeit mit schlechtem Vergnügen zu, wenn man sich immer zwischen Schwerdter und Dolgen sehen muß.

.Caligula. Auf die Art, wie du redest, würdest du einem Glauben machen, daß du dein Leben ändern woltest, wann du wieder auf die Welt kämest?

Nero. Nein, mit nichten, ich könte so viel nicht über mich gewinnen, um mich zu mäßigen. Siehest du wohl, mein lieber Freund, und du hast es sowohl gespüret, als ich, daß es eine wunderliche Sache ist, wenn man alles vermag, und dabey ein wenig einen schwachen Kopf hat; er wird einem bey einer solchen Macht, die keine Gränzen hat, bald schwindlicht. Mancher, der gescheit ist, so lang er in einem mittelmäßigen Stand bleibet, wird unsinnig, so bald er Herr in der Welt wird.

Caligula. Diese Narrheit wär recht artig, wann sie nichts zu befürchten hätte; allein, die Zusammen-Verschwörungen, die Aufwiegelungen, samt denen vielen Verdrießlichkeiten und Verwirrungen in einem grosen Reich, verderben das Handwerck. Zudem, so dauret auch die Kurzweil nicht lange; oder

vielmehr,

vielmehr, sie ist ein entsetzliches Trauer-Spiel, das auf einmal zu Ende geht. Man muß hieher kommen, um mit denen dreyen verdrießlichen und störrischen alten Männern abzurechnen, die keinen Scherz verstehen, und welche diejenige als Bösewichter bestrafen, die sich auf Erden haben anbeten lassen. Ich sehe den Domitian, den Commodus, den Caracalla, den Heliogabalus, allesamt in Ketten und in Banden: wir werden wohl unsre Zeit nicht besser zubringen, als sie.

Das XLVI. Gespräch.

Antoninus Pius
und
Marcus Aurelius.

Man muß sein Vaterland mehr lieben, als seine Familie.

Marcus Aurelius.

Mein Vater! wie ist mir euer Trost so nöthig! Ich hätte mir wohl niemals eingebildet, daß ich einen so lebhaften Schmerzen empfinden würde, da ich, nach der Lehre der Stoicker, in der Fühllosigkeit der Tugend bin genähret worden, und jetzo mich in den beglückten Gegenden befinde, wo alles ruhig ist.

Antoninus. Ach mein lieber Sohn! welches Unglück setzet dich in solche Verwirrung? Deine Thränen sind sehr ungeziemend für einen Stoicker. Was ist dann zu thun?

Marcus Aurelius. Ach! es ist mein Sohn, der Commodus, den ich sehe: er hat meinen Namen entehret, der von dem Volck so werth geachtet wur-

de. Ein liederliches Weibsbild hat ihn umbringen lassen, um diesem Unglückseligen zuvor zu kommen, weil er sie mit auf die Liste solcher Leute hatte setzen lassen, welche sterben solten.

Antoninus. Ich weiß, das er ein schändliches Leben geführet hat. Warum aber hast du ihn in der Auferziehung versäumet? Du bist Ursach an seinem Unglück. Er hat noch mehr Ursach, sich über deine Unachtsamkeit, die ihn verlohren hat, als du dich über seine Unordnungen, zu beklagen.

Marcus Aurelius. Ich hatte nicht Zeit, meine Gedancken auf ein Kind zu wenden. Die Menge der Geschäften, die in einem so grosen Reich vorkommen, und die ausländische Kriege machten mir allzu viel zu thun. Doch unterließ ich nicht, für ihn einige Sorgfalt zu haben. Ach wär ich doch nur ein gemeiner Mann gewesen, so hätte ich selbst meinen Sohn unterrichten und anführen wollen, damit er ein ehrlicher Mann worden wär; so aber hab ich ihm allzu viele Macht gelassen, um sich in denen Schrancken zu halten, und der Tugend zu folgen.

Antoninus. Wann du voraus sahest, daß der Thron ihn verderben würde, so hätte man ihn nicht sollen zum Kayserthum gelangen lassen, sowohl in Ansehung des Reichs, welches einen tüchtigen Regenten vonnöthen hatte, als aus Liebe zu deinem Sohn, der sich besser in einen mittelmäßigen Stand geschickt hätte.

Marcus Aurelius. Ich hatte niemals vorher gesehen, daß er würde liederlich werden.

Antoninus. Soltest du es aber nicht vorher sehen? Hatte dich nicht die väterliche Zärtlichkeit verblendet? Ich wählte deswegen in dir einen Fremdling,

ling, und ließ mich von dem Eigennutz meiner Familie nicht einnehmen. Hättest du es auch so gemacht, so hättest du jezo nicht so viel Misvergnügen.

Marcus Aurelius. Ich sahe wohl, daß er grose Fehler hatte; ich hofte aber, daß er sich bessern würde.

Antoninus. Das will soviel sagen, du hast, auf Unkosten des Reichs, die Probe davon machen wollen. Hättest du aufrichtig das Vaterland mehr, als deine Familie, geliebet, so hättest du die gemeine Wohlfahrt in Gefahr gesezt, um die Hoheit deines eignen Hauses zu unterstützen.

Marcus Aurelius. Offenherzig von der Sache zu reden, so dachte ich jederzeit, das Reich meinem Sohn vorzuziehen; Allein, die Liebe, die ich für mein Kind hatte, verhinderte mich, ihn genauer zu beobachten. Im Zweifel hab ich mir geschmeichelt, nnd die Hofnung hat mein Herz verführet.

Antoninus. O welches Unglück! daß doch die beste Menschen noch so unvollkomen sind; und daß, da ihnen das Gute so viele Mühe kostet, sie öfters auch wider ihrem Willen unheilbare Ubel stiften.

Marcus Aurelius. Ich sah, daß er wohl gewachsen, und geschickt zu allen Leibes-Ubungen war. Ich hatte ihm kluge Rathgeber zugesellet, zu denen ich ein Vertrauen hatte, und welche seine Jugend formiren solten Allein, er war von Natur leichtsinnig, heftig, und der Wohllust ergeben.

Antoninus. Kantest du dann in Rom keinen einzigen Menschen, der des Kayserthums würdiger gewesen wär?

Marcus Aurelius. Ich bekenne, daß deren verschiedene waren; ich glaubte aber, ich konte meinen Sohn vorziehen, wenn er nur einige gute Eigenschaften hätte.

An-

Antoninus. Was bedeutete dann diese so heldenmäßige Sprache von der Tugend, wann du an die Faustina schriebst, daß, wofern Avidius Coßius des Reichs würdiger wär, als du und deine Familie, so müste man ihm den Vorzug gönnen, und solte deine Familie mit dir ausgehen? Warum folgtest du nicht diesen grosen Lehren, da es darauf ankam, einen Nachfolger zu wählen? Warest du so viel nicht dem Vaterland schuldig, den Würdigsten vorzuziehen?

Marcus Aurelius. Ich bekenne meinen Fehler; allein das Weib, das du mir mit dem Reich gegeben hast, und deren Unordnungen ich deinetwegen ertrug, hat mir niemalen erlaubet, der Reinigkeit solcher Lehren zu folgen. Indem du mir deine Tochter mit dem Reich gabest, begiengst du den ersten Fehler, daraus der meinige geflossen ist. Du gabst mir zwey Geschencke, davon das eine das andere verdorben, und mich gehindert hat, es nützlich anzuwenden. Es ist mir leid, daß, um mich zu entschuldigen, ich dich selber anklagen muß; allein, du dringest gar zu scharf in mich. Hast du nicht dasjenige für deine Tochter gethan, was du mir hier meines Sohns halber vorwirfst.

Antoninus. Indem ich dir deinen Fehler verweise, bin ich gar nicht in Abrede wegen dem meinigen; allein, ich hatte dir eine Frau gegeben, die gar keine Gewalte hatte; sie hatte nur den Namen einer Kayserin: du hättest dich können und sollen nach denen Gesetzen von ihr scheiden lassen, wann sie sich übel aufgeführet. Kurz, du hättest zum wenigsten dich über die Frechheiten eines Weibes empor setzen sollen. Uberdem, so war sie ja damals schon todt, als du deinem Sohn das Reich liessest. Du hast das leicht-

leichtsinnige und ungestümme Wesen deines Sohnes erkant; er machte sich nur Geschäfte, um Schau-Spiele zu geben, mit dem Bogen zu schiessen, wilde Thiere zu spiessen, sich selbst so wild, als sie waren, zumachen, einen Klopffechter abzugeben, seine Sinnen recht ausschweiffen zu lassen, indem er ganz nackend lief, und nichts, als eine Löwen-Haut um sich hatte, gleich, als ob er Hercules gewesen wäre; sich in alle Laster zu stürzen, welche einen Abscheu erwecken, und allem Argwohn mit einer ungeheuren Grausamkeit sich zu ergeben. O mein Sohn, höre auf, dich zu entschuldigen. Ein so unsinniger und böser Mensch hätte einen so klugen Mann, wie du bist, nicht betrügen können, wo deine Liebe zu ihm nicht deinen Verstand und deine Tugend geschwächet hätte.

Das XLVII. Gespräch.

Horatius und Virgilius.

Eigenschaften dieser beyden Poeten.

Virgilius.

WIe sind wir so ruhig und glückselig auf diesen immer grünenden Wiesen bey diesen klaren Bächen, wo die schattigte Wälder bis an das Ufer reichen, und einen lieblichen Geruch ausdämpfen.

Horatius. Wenn ihr euch nicht vorsehet, so werdet ihr bald eine Eccloga machen. Die Schatten müssen keine mehr machen. Sehet den Homerus, Hesiodus, Theocritus, deren Häupter mit Lorbeer umwunden sind, sie hören ihre Gedichte singen; aber sie machen keine mehr.

Virgilius. Ich vernehme mit Vergnügen, daß die eurige nach so vieler Zeiten Lauf noch die zärtlichste Ergötzung gelehrter Leute ausmachen. Ihr betroget euch nicht, wann ihr in euren Liedern mit einem so gewissen Thon aussagtet, daß ihr nicht gar sterben würdet.

Horatius. Meine Schriften haben der Zeit widerstanden, es ist wahr; aber ich muß euch so sehr lieben, als ich es thue, um nicht eifersüchtig über euren grosen Ruhm zu seyn. Man setzet euch gleich nach dem Homerus.

Virgilius. Unsere Musen müssen auf einander nicht eifersüchtig seyn; sie sind, ihrer Art nach, unterschieden. Was ihr Bewunderns-würdiges habt, ist die artige Abwechselung. Eure Lieder sind zärtlich, annehmlich und scharfsinnig; Zuweilen begleitet sie auch eine ungemeine Stärcke. Eure Satyren sind einfältig, natürlich, kurz, und voller Geist. Man findet darinn eine tiefe Erkäntniß des Menschen, eine sehr ernstliche Philosophie mit einer lustigen Art vorgetragen, welche die Sitten der Menschen bestrafen, und sie gleichsam scherzend unterweiset. Eure Dichtkunst zeiget einen weiten Umfang aller nur möglichen Wissenschaften, alle Stärcke des Witzes, die zu den grösten Wercken erfordert wird, es sey sowohl in der Epischen, als Tragischen Schreib-Art.

Horatius. Ihr mögt wohl von Abwechselungen sprechen, in euren Ecclogen findet man die natürliche Zärtlichkeit des Theocritus. Eure Georgica sind voll der anmuthigsten Schildereyen. Ihr wisset die ganze Natur entzückend und liebreitzend zu machen. Was sage ich von eurer Eneide? das Ordentliche,

das Prächtige, das Starcke, und das Scharfsinnige von Homerus glänzet allenthalben hervor.

Virgilius. Ich thue nichts, als ihm Schritt vor Schritt folgen.

Horatius. Ihr seyd aber dem Homerus nicht gefolget, wann ihr von der Liebe der Dido redet. Dieses Vierdte Buch ist ganz original. Man kan euch auch sogar das Lob nicht absprechen, daß ihr des Eneas Eintrit in die Hölle noch schöner gemacht habt, als die Vorforderung der Seelen in der Odissee.

Virgilius. Meine lezte Bücher sind nachläßig geschrieben. Ich wolte sie nicht so unvollkommen lassen. Ihr wisset, daß ich sie habe verbreñen wollen.

Horatius. O Schade, wann ihr es gethan hättet. Diese Zärtlichkeit gieng allzu weit. Man siehet wohl, daß der Verfasser der Georgicorum die Eneide mit gleichem Fleiß hätte endigen können. Ich sehe weniger auf diese leztere Ausarbeitung, als auf den erhabnen Geist, auf die Einrichtung des ganzen Wercks, auf die Stärcke und Verwegenheit der Schildereyen. Offenherzig zu reden, wann eine Sache euch hindert, dem Homerus zu gleichen, so ist es, daß ihr mehr nett, rein und ausführlich seyd; aber dabey auch weniger einfältig, weniger starck, weniger scharfsinnig: dann mit einem einzigen Strich mahlet er die Natur ganz, wie sie ist, vor Augen.

Virgilius. Ich bekenne, daß ich etwas der einfältigen Natur entzogen habe, um mich nach dem Geschmack eines prächtigen Volcks zu richten, welches nur allein von Sachen, welche sinnreich und artig waren, gerühret wurde. Homerus schien gleichsam, nicht an den Leser zu gedencken, um nur allein die Natur in ihrer wahren Gestalt zu entwerfen. In diesem Stück hat er mir es zuvor gethan.

Horatius. Ihr seyd noch allezeit der bescheidene Virgilius, dem es so viel Mühe kostete, sich an dem Hof des August zu zeigen. Ich habe euch frey meine Meynung über eure Schriften entdeckt; sagt mir nun auch die Fehler in denen meinigen, oder urtheilet ihr mich nicht fähig genug, solche zu erkennen.

Virgilius. Es finden sich, wie mich dünckt, einige Stellen in euren Oden, welche könten geändert werden, ohne daß die Haupt-Sache drunter leiden solte, weil sie nicht eigentlich darzu mitgehören. Ich weiß wohl, daß eine Ode etwas haben muß, das entzücken soll: allein, es sind gewisse weit gelegene Stellen, die eine schöne Entzückung nicht zu suchen pflegt. Es sind auch einige Stellen, wo die Leidenschaften sehr weit getrieben, und ganz erstaunlich sind, in welchen ihr vielleicht etwas mangelhaftes wahrnehmen werdet, es sey in der Harmonie, oder in der natürlichen Vorstellung der Leidenschaften. Niemals hat ein Mensch seinen Worten einen glücklichern Schwung zu geben, und mit solcher Kürze und Feinigkeit einen schönern Sinn auszudrücken gewust. Die Worte werden gleichsam ganz neu durch die Art, mit welcher ihr sie gebrauchet; Alles aber ist nicht durchgängig fliessend, und einige Sachen scheinen ein wenig gar zu weit herum gedrehet zu seyn.

Horatius. Ich verwundere mich nicht, wann ihr, in Ansehung der Harmonie, so schwer zu vergnügen seyd. Nichts ist süsser und wohlklingender, als eure Verse: ihr Sylben-Maaß allein durchdringet das Herz, und presset Thränen aus den Augen ....

Virgilius. Zu denen Oden wird eine ganz andere Harmonie erfodert, die ihr fast immer getroffen habt, und die noch mehr abwechselt, als die meinige.

Horatius Ich habe, kurz von der Sache zu reden, nur kleine Wercke verfertiget. Ich habe das Böse bestrafet. Ich habe Anweisungen zum Guten gegeben; aber ich habe nichts so groses aufgeführet, wie euer heroisches Gedichte ist.

Virgilius In Wahrheit, mein lieber Horatius, es ist schon gar zu lang, daß wir uns einander loben: für rechtschaffene Leute muß ich mich darüber schämen. Laßt uns endigen.

Ende des Ersten Theils.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Fénelon, François de Salignac de La Mothe,

Herrn von Fenelon weiland Erz-Bischofs und Herzogs zu Cambray Gespräche Der Todten Alter und neuer Zeiten mit einigen Fabeln zur Unterweisung eines Prinzen. Aus dem Französischen in das Teutsche übersezt
Bd.: 1

Franckfurt und Leipzig (1745)

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.fr.o.44-a#1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11718645-1
VD18 90249070